

## **Aushebung für den schwedischen König**

Es war Sommer und es goss. Es regnete seit Tagen, aber jetzt kam es pausenlos als bössartiger Wasserfall und zerriss den letzten Schutz, den die zerzausten Blätter boten. Von irgendeiner Sonne war nichts zu sehen. Es war so finster, als wäre die Erde eine Tonne. Ando verfluchte den geizigen alten Mann im Sarg, dem es gerade heute eingefallen war, zu sterben, obwohl er bereits im Winter eher ein Leichnam gewesen war, als eine menschliche Person. Er war sein Leben lang habgierig gewesen, und auch jetzt, da er tot zwischen den nassen Brettern lag, hatte sich nichts geändert. Es gab keine Münze und kein Geschenk, nicht einmal einen halben Krug Bier. Der Alte konnte zwar nicht mehr laufen, aber das Geld, das er in einer Ledertasche gesammelt hatte, bewachte er bis zum Schluss mit seinem spitzen, abgemagerten Hintern.

Nun war es also vorbei. Immerhin gab es keinen Frost, obwohl vor einigen Tage sogar Schnee fiel. Die Erde war schwer, aber wenigstens nicht steinhart. Die Spitzhacke konnte im Schuppen bleiben, der Spaten reichte. Der Sarg war aus Tannenholz, mittelschwer, mit einem Sack wäre es einfacher geworden. Es gab niemanden, der um den Alten weinte, seine Enkeltochter passte zu ihm, sie freute sich, dass sie das zerschlissene Bettzeug verbrennen konnte und vermietete die Kammer des Großvaters an den herausgeputzten Offizier, der bisher beim Pfarrer in der Küche wohnte. Sonst nahm ihn niemand auf. Es hieß, dass der Offizier nicht allein war. Im Nachbardorf gab es ebenfalls einen solchen gut angezogenen Herrn mit Sporen und Degen und mit einer kleinen Horde angetrunkenener Soldaten. Sie wurden von einem Trommler begleitet. Außerdem hatten sie einen Schreiber. Es hieß, dass sie gekommen waren, um die Bauernknechte in Kriegsvolk zu verwandeln. Der König brauchte wieder einmal eine Armee.

Ando war allein. Der Totengräber hatte sich davongemacht, als er von den Soldatenwerbern hörte. Er musste wissen, warum. Wahrscheinlich hatte er noch eine alte Rechnung offen. Sonst hätte er niemals den Sargschuppen als Wohnung gewählt. Niemand, der einen ehrlichen Namen besaß, begrub die Toten. Wahrscheinlich war der Totengräber früher selbst als Soldat herumgezogen und hatte später aus Angst auf dem Schlachtfeld die Flucht ergriffen. Wenn das herauskam, dann waren die Männer der Königs für ihn gefährlicher als jeder denkbare Feind. Wer vor dem Kriegsgegner davonlief, der endete normalerweise oben an einem Baum. Als Futter für die Rabenvögel und als Kinderschreck mit leeren Augenhöhlen und gelben Zähnen.

Die Raben waren schon da. Zwischen den Zweigen hockte ihre Verwandtschaft: Nebelkrähen und Elstern. Das Geschrei begleitete Ando, als er den Sarg auf hölzernen Rollen durch den Schlamm

schob. Wo immer eine besonders scheußliche Drecksarbeit erledigt werden musste, riefen die Dorfbewohner nach Ando. So war das Leben, wenn man ohne Familie aufwuchs. Ando hatte keine Eltern und weder Bruder, noch Schwester. Seine Mutter war lange tot. Den Vater hatte der Onkel aus dem Weg geräumt, um den großen Hof der Familie allein zu erben. Er hatte dafür gesorgt, dass sein jüngerer Bruder für die Ehre des Königs in den Kampf ziehen musste. Er hatte Glück, der Bruder verschwand, und nie wieder hörte irgendjemand etwas über seinen Verbleib. Das zurückgebliebene Kind hätte er am liebsten an die Schweine verfüttert, aber es gab doch noch einen Rest von Gottesfurcht in seinem Herzen, und er ließ es am Leben. Es wohnte bei den Schweinen, teilte mit den Schweinen das Schweinefutter und verstand sich mit niemandem besser, als mit den Schweinen.

Für die Schweine wäre der Friedhof vermutlich ein angenehmer Ort. Im Schlamm gab es tote Mäuse, zusammengerollte Würmer und andere Leckerbissen, über die man besser nicht sprach. Das war natürlich verboten. Ando musste die Schweine im Stall einsperren, während er eine Grube aushob. Das unzufriedene Grunzen klang ihm noch in den Ohren. Die Schweine drückten gegen die Tür, denn sie wollten mit. Und er hätte sie auch gern dabei gehabt. Die Totengeister und ihre ausgewaschenen Leichensteine waren eine düstere Gesellschaft, dazu der Wind und der Dauerregen. Außerdem roch es nach verfaulten Knochen. Hinter der Mauer warfen die Bauern ihre toten Hunde zwischen das hochgewachsene Unkraut.

Ando begann zu graben. Zunächst stieß er nur auf den gewohnten Unrat. Scherben, Hühnerknochen, er fragte sich, wo das alles herkam. Der hölzerne Spaten bewegte sich, wenn er ihn in die Erde hineinstieß. Ando fürchtete, dass er abbrach. Zwar gab es einen Eisenbeschlag an der Kante, doch der Rost hatte das meiste davon weggefressen. Der Schlamm hing wie Schweinemist am Blatt, nur war er sehr viel schwerer. Als Ando so tief gegraben hatte, dass er bis zur Hüfte in der Grube stand, stieß er auf die Reste einer älteren Bestattung: dunkelbraunes Gebein und ein halb verrotteter Stiefel. Nichts, das sich in irgendeiner Weise lohnte. Er warf die Knochen auf den anwachsenden Erdhügel neben dem Grab und zielte bei seinen nächsten Spatenstichen genau auf diese Stelle, damit die neue Spatenladung die Überreste des alten Bewohners verbarg.

Etwas tiefer fand er den dazugehörigen Schädel. Der Schädel gefiel ihm gut. Der Unterkiefer war erhalten. Damit konnte man tatsächlich ein wenig Geld verdienen. Ando stieg aus der Grube, um im Schuppen nach einem Sack zu suchen. Er fand nichts. Deshalb benutzte er seine ausgefranste Jacke, mit der er den Schädel bedeckte, damit er keinem auffiel. Später, wenn der alte Bauer unter der Erde lag, konnte er seine Beute im Schweinestall verbergen. Wenn man den Schädel im Schweinemist

weichen ließ und ihn anschließend eine Zeit lang in Lauge kochte, erhielt er die helle Farbe von frischer Butter. Solange der Pfarrer nichts mitbekam, war das nicht einmal sehr gefährlich. Manchmal kam ein gelehrter Doktor aus der Stadt. Der bezahlte dafür gern eine Hand voll Kupfermünzen.

Als Ando aus dem Schuppen trat, sah er neben der Grube eine schmale, leicht gebeugte Gestalt. Die Krähen versammelten sich, warfen Zweige vom Baum und krächzten wütend. Ando erschrak. Mensch oder Geist, er brauchte jetzt keinen Besuch. Die Gestalt trug einen schweren Mantel und einen grauen Hut als Schutz vor dem Regen. Der Hut war Ando gut bekannt. Er gehörte dem toten Mann im Sarg. Der alte Bauer war ein misstrauischer Holzbock. Nie war ihm recht gewesen, was andere für ihn taten, besonders dann nicht, wenn er sie bezahlte. Man musste sich nicht gerade wundern, dass er jetzt erschien, um sein Grab zu prüfen. Ando fragte sich, ob er tatsächlich die restliche Arbeit mit einem Gespenst als Zuschauer zu Ende bringen sollte. Spätestens, wenn der Pfarrer den Segen sprach, musste der Geist zurück in seine Kiste. Diesen Augenblick würde Ando nutzen, um ein paar rostige Nägel in den Schlamm zu werfen, bevor die Knechte den Sarg in die Grube hinunterließen. Sollte der Alte bis in die ferne Ewigkeit hinein ächzen, wenn der Sarg erst einmal zerfallen war und sein Knochenhintern auf den Nägeln festsäß.

Je näher Ando an das Grab herankam, desto deutlicher erkannte er, dass dort nicht der Bauer auf ihn wartete, sondern eine Frau. Sie trug einen Korb, den sie krampfhaft festhielt. Irgend etwas warf sich im Inneren hin und her und wollte unbedingt heraus. Ando überlegte, ob er jetzt doch noch etwas für seine Arbeit bekam. Vielleicht hatten sie verstanden, dass er wie alle Menschen nach so einem Tag im Schlamm am Abend einen gerösteten Hasen oder eine gebratene Ente gut zu schätzen wusste. Frauen hatten in ihren Herzen oft ein wenig Mitleid mit der Armut und mit dem Hunger. Ohne die Freundlichkeit der Frauen wäre Ando bereits als Kind gestorben.

Die Frau streckte ihren Rücken und versuchte, größer auszusehen, als sie war. Ando erkannte diese Geste. Sie mochte sich verkleiden und unter einem fremden Hut verstecken, es war trotzdem offensichtlich, wer hier heimlich auf den Friedhof geschlichen kam, um ihm irgend eine unerfreuliche Extraarbeit an den Hals zu hexen. Hexerei musste wohl im Spiel sein, denn er hatte es noch nie geschafft, ihr einen ihrer zwielichtigen Aufträge abzuschlagen. Die Hoffnung darauf, dass die Bäuerin oder ihre Magd mit einer Belohnung für ihn erschienen war, löste sich in Luft auf. Jetzt verstand er auch, warum die Krähen derart in Aufruhr waren: Ihre Natur erkannte ein Lebewesen, das wie sie selbst zwischen dem hellen Tageslicht und dem Nebel der Schattenwelt herumflog. Jedenfalls brauchte sich Ando nicht mehr um den gerade entdeckten Schädel zu sorgen. Seine Besucherin be-

nutzte nicht nur die Knochen der Toten, ihre Hände kannten Dinge, die ein normaler Mensch nicht einmal im tiefsten Fiebertraum gesehen hatte.

Sie wartete direkt am Grab. Er sprang in die Grube und tat so, als ob sie gar nicht da war. Sie ging in die Hocke und spuckte ihm vor die Füße:

„Du benimmst dich wie ein Stück Vieh. Sieh mich an, wenn dir deine Gesundheit etwas wert ist. Sonst Sorge ich dafür, dass du nicht mehr laufen kannst. Ich möchte, dass du mich begrüßt, wie es unter Menschen üblich ist. Falls du überhaupt begreifst, was ein Mensch ist.“

Ando holte aus und warf die Erde in ihre Richtung:

„Du weißt doch, dass ich ein Schwein bin.“

Sie schüttelte sich und kauerte halb auf dem Korb: „Ein Schwein ist nicht das, woran ich dachte. Ich dachte an eine beutegierige, in den Augen der Menschen vollkommen nutzlose Kreatur.“

„Das heißt, dass du an dich selbst gedacht hast. Ich finde nicht, dass wir uns ähneln.“

Sie verzog den Mund und auf eine absonderliche Art begannen ihre schiefen Augen zu lächeln:

„Du wirst es sehr schnell selbst verstehen. Es dauert nicht mehr lange, dann wirst du es erleben.“

Ando grub, sie wartete. Er kannte sie und wusste, dass sie mit ihm spielte. Sie war so zäh wie gut gegerbtes Leder und hatte in diesem Zweikampf schon gewonnen, ehe es überhaupt losging.

Ando verlor die Geduld: „Warum bist du gekommen? Was willst du hier?“

Sie hielt den Korb fest und grinste: „Ich habe einen Auftrag und dazu brauche ich deine Hilfe. Du musst etwas für mich tun. Du wirst mir wie immer gehorchen und meinen kleinen Wunsch erfüllen.“ Ando wusste, dass sie ihn anlog. Sie kannte keine kleinen Wünsche. Ihre Wünsche waren in jedem Fall bedrohlich. Sie brachten die Schatten der Trolle direkt in das Haus und vor den Küchenherd. Er wollte sie loswerden und war kein bisschen neugierig, was sie dort in ihrem Korb so krampfhaft festhielt: „Geh weg. Vielleicht hört der Regen auf, wenn du nicht mehr hier bist. Ich möchte fertig werden. Die kommen bald mit dem Pfarrer. Dann muss das Loch so tief sein, dass der Alte später nicht mehr herauskann.“

Sie lächelte immer noch: „Gerade deshalb bin ich hier. Damit er später nicht zurückkommt.“

„Verschwinde. Ich glaube dir kein Wort. Du bist doch normalerweise selbst das Ungeheuer, das den toten Bauern keine Ruhe lässt und sie ihren Frauen zurück ins Bett schickt. Damit die alten Weiber vor Angst ersticken und die ungeduldige Schwiegertochter die goldenen Teller endlich in ihrer eigenen Truhe verstecken kann. Dafür nimmst du von ihnen Geld.“

„Geld ist etwas Gutes. Du könntest es gebrauchen, wenn die feinen Herren Offiziere dem König

demnächst wieder neue Soldaten zusammenfangen. Du weißt ja, dass sie schon hier sind und mit dem Pfarrer reden.“

„Sie saufen den Wein, den der Pfarrer nicht gut genug versteckt hat. Ich glaube nicht, dass er mit ihnen redet. Sie fressen seine Gänse und zu Weihnachten wird er Wasser trinken und hungern.“

Sie wühlte unter ihren schlammbedeckten Röcken und zeigte ihm ein Goldstück:

„Sieh es dir an. Das Metall der Könige. Damit bezahlen sie ihren Krieg. Wenn du es hast, kannst du zu Hause bei den Schweinen bleiben. Wenn nicht, wirst du Soldat.“

„Ich werde mich verstecken. Oder ich laufe ihnen später weg und komme zurück.“

„Niemand kommt zurück. Sie hängen dich, wenn du dich weigerst, mitzugehen. Sie schießen einander tot, bis sie selbst erschossen werden. Oder sie werden von der Pest gefressen. Oder sie ersticken ganz einfach im Pulverrauch oder erbrechen ihre Gedärme, weil das Fleisch, das sie bekommen, verfault ist.“

Sie hatte Recht. Das waren die Gerüchte, die man hörte. Weil niemand zurückkam, konnte man niemanden fragen. Ando dachte an seinen Vater. Der Krieg hatte dafür gesorgt, dass der Vater irgendwo auf der anderen Meeresseite verschwunden war und Ando jahrelang blaugeschlagen und barfuß durch den Winter irrte. Wahrscheinlich brauchte er wirklich Geld. Niemand wusste, was die kommenden Tage brachten. Mit Sicherheit keine Gerechtigkeit, wenn es tatsächlich um eine neue Aushebung ging. Ando wusste, wie so etwas ablief: Die reichen Bauern kauften ihre Söhne und möglichst auch die besseren Knechte frei, das Lumpenpack wurde eingefangen und abgezählt und musste für den König schießen. Ando hatte keinen Zweifel, wohin er selbst gehörte. Er konnte die Münze gut gebrauchen. Er musste zusehen, dass er für einige Zeit unsichtbar wurde. Er wollte lieber den Elfen oder den Trollen dienen als dem König und seiner Armee.

Seine Besucherin öffnete ihren Korb. Für einen kurzen Augenblick fühlte Ando den kalten Finger der Angst. Aber das, was die ganze Zeit getobt hatte, schien jetzt selbst zu erschrecken. Ando nahm sich zusammen und beugte sich über den Korb. Es war lächerlich. Der Korb enthielt eine Katze. Sie saß klapperdürre im Regen, das aufgeweichte Fell klebte an ihren Rippen. Die Augen waren verklebt, aus dem Maul tropfte brauner Schleim. Die Katze war vergiftet oder krank. Vielleicht hatte sie die Pest. Was sollte er jetzt, kurz vor der Beerdigung mit einer halbtoten, offensichtlich hoffnungslosen Katze? War er vielleicht aus Versehen gar nicht mehr bei den Menschen, sondern irgendwo bei den Trollen? Fraßen die Trolle inzwischen aus Verzweiflung nasse Katzen?

Während er noch sprachlos dastand, spürte er die Berührung einer kühlen Hand, die ihm unter sei-

nem Hemd mit der Goldmünze über die Haut fuhr. Er fühlte, wie die Münze in den kleinen Beutel fiel, den er um den Hals trug. Der Beutel war leer, er enthielt nichts außer einem angerosteten Nagel. Ando hatte noch nie zuvor ein echtes Goldstück besessen. Es war eine ganz erstaunliche Erfahrung. Bekam man dafür ein blindes Pferd? Fand ein blindes Pferd den Weg hinunter zu Elfen, wo man mit Sicherheit von keinem Soldatenwerber gefunden wurde? Und wie viel kostete eine Musketen? Und wie viel kostete es, sich die Sicherheit zu kaufen, mit der die feisten Bauernsöhne aus den Fenstern glotzten, wenn die Hungerleider unten auf dem Dorfplatz zusammen getrieben wurden?

Er fühlte ihren Atem an seinem Ohr. Sie roch nach Zimt und einer Mischung aus scharfen Kräutern, durchaus nicht so erschreckend, wie er vermutet hätte. Sie flüsterte: „Verlier dich jetzt nicht in deinen Träumen. Mach es einfach so, wie ich es sage. Es geht um nichts, als um eine Arbeit. Eigentlich um weniger, als eine Arbeit. Du musst es nur richtig ausführen. Wenn du einen Fehler machst, wird es für dich, und ehrlich gesagt auch für mich, sehr böse enden.“

„Und was genau willst du? Soll ich mit der Katze die Seele tauschen? Oder soll ich auf ihr über die Bäume reiten? Oder soll ich die Katze kochen? Möchtest du sie essen?“

„Du kannst deine Seele behalten. Und ich koche auch besser als du, zur Not sogar Katzen. Ich will, dass du die Katze mit dem Leichnam zusammen eingräbst.“

„Jetzt? Hier? In diesem Grab? Die Grube ist doch noch gar nicht fertig.“

„Wenn der Pfarrer sein Gerede beendet hat und alle weg sind, gräbst du sie ein. Du machst es, während sie noch lebt. Hast du das verstanden? Du erschlägst sie nicht mit dem Spaten, du begräbst sie. Zusammen mit dem Sarg, am besten nach der Dämmerung, aber auf alle Fälle erst, wenn das Abendläuten vorbei ist.“

„Und warum? Wozu diese ganze Mühe? Warum opferst du dafür ein Goldstück?“

„Weil ich es habe und weil ich es will. Ich will dass er unten bleibt.“

„Hast du etwas gegen diesen Bauern? Ist er ein Hexenmeister? Hast du ihn vergiftet?“

„Seine Enkeltochter hat mich bezahlt. Er hat sie verflucht und ihr damit gedroht, dass er noch einmal zurückkommt.“

„Hat sie ihn vergiftet? Hast du ihr dabei geholfen?“

„Sie hat mich bezahlt und fertig. Der Alte ist selbst daran schuld. Man kann nicht ewig leben. Irgendwann muss man Platz machen. Die Jungen müssen rechtzeitig selbst die Pferde kaufen und die Ochsen schlachten. Sie will mit ihrem Knecht ins Bett, der Vater hat sie dabei gestört. Er war von Ehre und Gott besessen und hielt den Knecht für den Teufel. Sie hat mich bezahlt und ich bezahle dich. Das ist alles.“

„Wie viel? Wie viel hat sie dir gegeben?“

„Du glaubst doch selbst nicht, dass ich mit dir darüber spreche.“

„Nein. Und es ist mir auch egal. Aber ich mache es nicht für ein einziges Goldstück. Du gibst mir fünf, oder du kannst deinen Korb mit dem Katzenkadaver wieder nach Hause tragen. Oder du machst es selbst.“

Sie verzog das Gesicht. Ohne zu feilschen zog sie eine Geldbörse aus ihrem grauen Wollstrumpf und zählte vier weitere Münzen ab. Ando sah ihr rot gefrorenes Knie und einen blauen Fleck auf der schmalen Wade. Sie besaß einen ansehnlichen, schmalen Fuß. Das passte nicht. Er starrte sie an und staunte. Der Huf von einem Esel hätte ihn weniger verwundert. Sie hustete und schnaubte wie ein Maultier: „Warum glotzt du? Das ist ein Bein. Hast du noch nie ein lebendiges Weiberbein gesehen? Gehst du im Sommer immer mit den Schweinen baden, wenn die anderen unten am Fluss zusammen schwimmen?“

Ando musste lachen: „Du weißt doch, dass ich ein Schwein bin. Ich danke dir für das Geld.“

„Du musst es dir noch verdienen. Vergiss nicht, dass viel davon abhängt.“

Ando grunzte. Sie grinste schlechtgelaunt und zeigte ihm einen schwarzen, abgebrochenen Zahn: „Der Pfarrer würde sich sicher freuen, wenn er wüsste, dass du dich mit mir unterhältst und meine Münzen nimmst. Sollte dir einfallen, ihm von uns zu erzählen, kannst du dir sicher vorstellen, was passiert. Sie werden mich holen und lassen mich brennen. Aber ich brenne nicht allein. So läuft das bei ihnen: Sie fangen eine Hexe und unten in ihrem Keller vermehrt sich die Hexenbrut, bis das Dorf und das halbe Land geleert sind. Der erste Name, den ich ihnen nenne, wird deiner sein. Dann wirst du dir wünschen, die Soldaten hätten dich schon im letzten Jahr mit sich fortgeschleppt.“

Sie erhob sich und legte einen schweren Feldstein auf den Deckel von ihrem Korb. Ohne den Schlamm von ihren Röcken zu schütteln, wanderte sie zwischen den Reihen der Gräber zur hinteren Mauer des Kirchhofs. Hin und wieder bückte sie sich und steckte irgendetwas in die tiefen Taschen ihrer Röcke. Sie ging am Tor vorbei, bis sie den flachen Seitenzaun erreichte. Dort kletterte sie über ein paar angehäuften Steine und sprang auf die Felder. Aldo sah ihr nach, der Wind hob ihre Röcke und er erblickte noch einmal ihr blau gestoßenes Bein. Dann gab es nur noch die Krähen und den Regen. Der Wind brachte das Gebimmel der Kirchenglocken aus dem Dorf heran. Das hieß, dass der Pfarrer die weißen Handschuhe anzog und die heilige Schrift ergriff. Die Leute aus dem Dorf banden sich die Hüte fest und machten sich auf den Weg. Es blieb keine Zeit mehr, sich über böse Bauerntöchter oder tote Katzen Gedanken zu machen. Aldo betastete ein letztes Mal die Münzen. Dann grub er wie ein besessener Maulwurf, bis er gerade noch aus dem Loch herauskam. Es war

höchste Zeit. Er hörte bereits den Pfarrer mit seinem heiligen Singsang.

Sie standen neben der Grube und dachten wie immer weder an Gott noch an die Engel, sondern an das Vieh. Die jungen Männer dachten an die Aushebung und überlegten, wie viel sie dem Beamten des König zahlen mussten, damit er ohne sie abzog. Die älteren Männer überlegten, wen sie den Werbern diesmal freiwillig überlassen konnten, damit die eigenen Söhne zu Hause blieben. Die Knechte sahen sich gegenseitig dabei zu, wie sie voller Unruhe hin und her trampelten und unter ihren abgetragenen Arbeitsjacken schwitzten. Der Pfarrer sprach die üblichen leeren Worte. Seine sonst so gut geölte Stimme knarrte ein wenig wie eine alte Stalltür. Direkt hinter dem Pfarrer stand der Offizier mit einigen bewaffneten Soldaten. Er betrachtete die Bauern so, wie ein Händler auf dem Viehmarkt einen Ochsen ansieht. Der Leichnam lag im Sarg und gewöhnte sich an die Kälte. Ando sehnte sich nach seinen Schweinen. Die Katze lag im Korb und schlief.

Als die Leute nach Hause gingen, standen der Dorfvorsteher und der Pfarrer neben dem Grab, bis niemand mehr in der Nähe war und Ando mit ihnen allein blieb. Der Dorfvorsteher trank Schnaps. Der Pfarrer hielt die schwere Bibel an die Brust gedrückt und zog immer wieder den Schleim durch seine dicke, blaugefärbte Nase. Es wirkte fast so, als ob er nachträglich Tränen vergoss. Ando war klar, dass so etwas niemals vorkam. Der Pfarrer hielt seinen Gott für einen hartherzigen Gutsheer, der das störrische Vieh gern mit der Rute züchtigte, dabei jedoch gerecht blieb. Es war ausgeschlossen, dass der Parrer mit irgendeinem Lebewesen Mitleid verspürte. Die einzige Ausnahme war vielleicht sein eigener Bauch. Der Dorfvorsteher war ohnehin so unermesslich reich, dass in seiner breiten Brust mit Sicherheit ein Mühlrad hing und kein menschliches Herz.

Die Frage war, was sie jetzt noch wollten. Wenn sie ihm die wohlthätigen Geschenke der Gemeinde abnehmen wollten, dann kamen sie umsonst. Er hatte nichts bekommen. Das wussten sie sehr genau. Ando griff nach dem Spaten und stieß ihn vor den Füßen des Pfarrers in den Schlamm. Der Pfarrer zuckte zusammen und wedelte furchtsam mit seiner Bibel:

„Du musst lernen, Respekt zu zeigen. Ich bin kein Schwein aus deinem Stall. Ich bin dein Pfarrer.“ Ando begann, Erde in das Grab zu werfen: „Ich dachte, Gottes Gnade schafft alle Wesen gleich.“

„Die vernünftigen Wesen. Diejenigen Wesen, die ihre Vernunft dazu benutzen, sich Gottes Weisheit zu nähern und ihn vor den Menschen und den Tieren zu loben. Dafür belohnt er seine Diener mit irdischem Gut und mehrt den Wohlstand unter den gottesfürchtigen Dächern.“

„Mein Dach ist der Schweinestall. Gott vermehrt die Schweine. Du verschlingst sie dann im Winter. Dein Bauch ist mir im Weg. Du musst zurücktreten, sonst fällst du in die Grube.“



Der Dorfvorsteher hielt Ando den Schnaps hin: „Hier, trink einen Schluck. Wir müssen mit dir reden.“ Ando wehrte ihn ab: „Du wirst gleich mit dem Pfarrer zusammen nach unten rutschen. Ich bin müde und will auf keinen Fall in einem offenen Grab umfallen, am wenigsten wenn ihr zwei schon auf dem Sarg liegt.“

Vor Schreck begann der Dorfvorsteher tatsächlich ein wenig zu wanken. Der Pfarrer trippelte aufgeregt im Kreis: „Du hast es nicht verdient, aber wir möchten dir mit Gottes Hilfe einen Vorschlag machen, der dir sehr gut nützen wird und deiner vom Teufel bedrohten Seele außerdem die Möglichkeit gibt, einige der großen Wohltaten, die das Dorf dir angedeihen ließ, zu vergelten.“

Große Wohltaten waren etwas, das anderen Menschen zustieß. Ando hatte in seinem Gedächtnis nicht die geringste Erinnerung an große Wohltaten, am allerwenigsten von der Seite des Dorfvorstehers oder gar des Pfarrers. Allmählich ahnte er, was sie planten und wo er in diesem Plan vorkam: „Wenn ihr denkt, dass ich die Schweine mit einer Muskete vertauschen möchte, dann irrt ihr euch. Die Schweine geben mir Wärme und grunzen freundlich, wenn ich zwischen ihren Ferkeln liege. Ich begrabe die Toten, aber ich schicke sie nicht ins Jenseits. Abschießen und totschiessen habe ich nicht gelernt und ich habe auch keine Lust, damit anzufangen.“

Der Pfarrer zeigte ein Lächeln, das er frisch aus einem unsichtbaren Schmalztopf hervorgezogen hatte: „Denk nach. Wenn wir dich schon fragen, heißt das, dass wir es beschlossen haben. Wir fragen dich im Guten. Wir geben dir Geld. Damit du unterwegs nicht hungerst und eine anständige Ausrüstung bekommst.“ Er musterte Ando mit einem verächtlichen Blick: „Und wir kaufen dir neue Stiefel. Das müsste doch sogar in deinen vom Schweinemist vernebelten Kopf hineinpassen, dass du mit diesen zusammengebundenen Lumpen nicht durch den nächsten Winterfrost kommst.“

Ando bewegte seine Zehen. Sie waren schlammbedeckt und nass. Damit hatte der Pfarrer natürlich recht. Es würde schwierig werden, aus Stroh irgendeinen Ersatz zusammen zu flicken, das, was er hier an den Füßen trug, waren nicht einmal mehr anständige Lumpen. Hätte der Pfarrer das Geld aus seiner Sammelbüchse nicht ausschließlich für seine Bibelsammlung verwendet, wäre vielleicht etwas mehr für die bettelarmen Gemeindemitglieder geblieben. Dann hätte er jetzt möglicherweise alte, aber wasserdichte Stiefel. So wusste er immerhin genau, was diese Versprechung tatsächlich wert war. Weniger als ein Schweineschwanz, an dem konnte man sich wenigstens in die Höhe ziehen, wenn man betrunken in den Mist fiel. Er musste auf jeden Fall verschwinden. Wenn ihm das nicht in allernächster Zeit gelang, verkauften sie ihn in die neue Armee des Königs.

Der Dorfvorsteher zuckte mit den Schultern: „Denk nicht daran, dich in ein Vögelchen zu verwan-

deln und davon zu fliegen. Wir passen gut auf dich auf.“

Er stieß mit dem Fuß an den Korb, der bewegungslos am Grubenrand auf der nassen Erde stand:

„Ich finde in meinem Keller noch einen alten Gänsekäfig für dich oder so einen hübschen Rübenkorb mit einem festen Deckel. Das Beste ist, wenn du einfach mitkommst. Wenn es im Guten abgeht, wirst du es nicht bereuen. Dann kannst du nach Hause kommen, wenn der Krieg erst einmal vorbei ist. Wir sorgen dafür, dass du dir ein anständiges Haus bauen kannst und statt der fremden Schweine eine eigene Kuh kaufst.“

Es war, als könnten sie Gedanken lesen. Aber dazu gehörte in diesem Fall auch keine besonders große Kunst. Ando gelang es, besonders dumm zu lächeln: „Gut. Das mit der Kuh gefällt mir. Ihr müsst es aufschreiben und der Pfarrer muss es mit seinem Siegelring bekräftigen. Das Papier nehme ich mit. Dann kann ich es später beweisen, wenn ich wieder zurück bin.“

„Sehr gut. Dann komm. Wir haben es heute eilig.“

„Und der Leichnam da unten in der Pfütze? Soll er im offenen Grab darauf warten, dass die Raben angefliegen kommen und mit ihren Schnäbeln ein Loch in den Sargdeckel hacken?“

Er wusste, das würden sie niemals tun, aber um ihnen seine Dummheit zu beweisen, fragte er sie trotzdem: „Vielleicht helft ihr mir ein wenig oder schickt mir einen Knecht oder einen Sohn. Dann geht es schneller.“ Beide schlugen das Kreuz. Der Tod war ansteckend wie die Pest. Einen Leichnam zu begraben bedeutete, dass die Ehre verloren ging. Es war wie mit einem Henker. Man sollte einen Totengräber auf keinen Fall berühren, am allerwenigsten jedoch seinen Spaten. Das machte die Hände unrein. Dabei verlor ein anständiger Mann die Ehre und vielleicht auch noch seine Seele.

Als sie verschwunden waren, prüfte Ando die Umgebung. Er entdeckte keinen Beobachter, weder hinter dem Zaun, noch zwischen den Bäumen am Feldrand. Dort saßen erstaunlich viele graue und schwarze Krähen, seltsamerweise gemischt. Ihr Gezeter tat ihm gut gegen den Anflug von verzweifelter Einsamkeit, der sich hinterrücks heranschlich und Ando wie mit einer eisernen Kralle die Luft nahm. Ando arbeitete so schnell, wie er konnte. Das Grab füllte sich mit Erde, bis es nur noch eine Elle tief war. Wenn er den absonderlichen Auftrag mit der Katze ausführen wollte, dann durfte er jetzt nicht mehr zögern. Sonst war die Grube zu flach. Er öffnete den Deckel und sah hinein. Das Tier war wach und verfolgte seine Bewegungen misstrauisch aus seinen zusammengeklebten Augen. Ando griff in den Korb und hielt das feuchte Bündel am ausgestreckten Arm über den Grubenrand. Die Katze wehrte sich, aber sie hatte kaum noch Kraft. Er ließ sie fallen. Schnell, damit sie nicht doch noch davon sprang, schaufelte er Erde auf das struppige Fell. Plötzlich wurde ihm schlecht. Nach einer kurzen Pause sah er eine Bewegung in der obersten Schlammschicht. Er

wollte neue Erde nach unten schaufeln, aber seine Hände hingen plötzlich kraftlos an seiner Seite. Von unten ertönte ein langgezogenes, gequältes Jaulen. Dann erschien der Kopf der Katze. Sie riss das Maul auf, hechelte und zeigte scharfe, weiße Zähne.

Ando hatte genug. Was sollte er jetzt noch tun? Sie herausziehen und mitsamt dem Korb beerdigen? Oder den Auftrag ändern und ihr mit dem Spaten vorher den Kopf abtrennen? Wenn er sich darauf einließ, konnte er es genauso gut auch ganz unterlassen. Wenn es einen Zauber gab, dann würde er ihn auf diese Weise stören. Wovor hatte er Angst? Es war normal, sich vor der Aushebung des Königs und vor dem Krieg zu fürchten, aber vor einer halbverendeten Katze? Er fasste nach dem Spaten und versuchte erneut, genügend Erde nach unten zu schaufeln. Die Katze hustete. Sie reckte ihren Kopf. Eine der Krähen kam vom Feldrand herangeflogen. Sie ließ sich nieder und hüpfte neben Ando bis zum Grab. Von unter kam ein leises, klägliches Geräusch, fast wie ein Kinderweinen. Ando verscheuchte die Krähe. Die Krähe empörte sich mit Geschrei, hoch über ihr antwortete ihr der über dem Kirchhof kreisende Schwarm. Inzwischen war es fast dunkel. Ando wusste, dass ihm die Zeit davonlief. Als Zauberer hatte er versagt. Aber wenn er erst verschwunden war, konnte auch niemand mehr nach den Münzen fragen, die er für diesen undurchschaubaren Auftrag erhalten hatte. Und über diesen Auftrag sprach man mit Sicherheit niemals vor einem Schöffen oder Richter.

Als Ando fertig war, überlegte er, ob er noch einmal in den Stall zurückkehren sollte, um seine wenigen Habseligkeiten abzuholen. Es tat ihm leid um den Totenschädel. Es war vielleicht auch anständig, seinen Schweinefreunden Lebewohl zu sagen. Aber wenn sie ihn fingen, dann würden sie ihn selbst wie sonst die Schweine mit dem Messer kitzeln, da hatte er keinerlei Zweifel. Sicherlich glaubten sie, dass er in seiner Armut vor einer Flucht noch genügend Futterrüben in die Hosenbeine stopfen wollte. Sie warteten auf ihn. Wahrscheinlich vor dem Stall, vielleicht auch neben seinem elenden Bett, das sie bei dieser Gelegenheit durchsuchen konnten. Wenn sie Diebesgut bei ihm fanden, dann hatten sie noch einen zusätzlichen Grund, warum sie mit ihm machen durften, was ihnen am besten passte. Ando dachte an die Münzen. Das war auf jeden Fall genug für Brot und Käse und für ein Paar gebrauchter Stiefel. Einfach fortzugehen war nicht einfach. Zwar gab es kaum so etwas wie Liebe oder Wärme, wenn er an die Dorfbewohner dachte. Aber sein gesamtes Leben war hier verwurzelt, er war einsam gewesen, aber er kannte die Felder, den Wald und den Fluss. Er hatte nicht die geringste Idee, was auf ihn wartete, wenn er weiterlief, bis die Straße hinten am Horizont in einer unbekanntem Landschaft verschwand. Er hatte davon gehört, dass dort irgendwann das Meer kam. Aber er hatte es nie gesehen. Vielleicht war es jetzt einfach an der Zeit, das Meer kennenzulernen. Er wollte es wenigstens versuchen.

Ando warf den Spaten auf das Grab, ohne sich die Mühe zu machen, noch einmal zum Schuppen zu laufen. Wer nichts trug, kam schneller voran. Seine durchgelaufenen Schuhe machten ihm wenig Freude, trotzdem gefiel ihm die Aussicht auf den Weg. Irgendwann, vielleicht gegen Ende des nächsten Tages, würde er eine größere Siedlung erreichen. Dort fand er bestimmt einen Schuster, der ihm alte Stiefel verkaufen konnte. Als er das Friedhofstor erreichte und stehen blieb, um es in einem letzten Anflug von Gewissenhaftigkeit ordentlich abzuschließen, spürte er ein Kratzen an den Fersen. Die elende, halbverendete Katze hatte es irgendwie geschafft, ihm hinterher zu kriechen. Jetzt hing sie an seinem Bein. Er packte sie und warf sie ärgerlich auf die Seite. Das Bein tat weh.

Die Katze landete auf dem Rücken. Aus ihrem Maul kam erneut dieses winzige Jammern. Dabei sah sie in seine Richtung und scharrte mit den Pfoten. Sie wirkte fast wie ein Mensch. Ando fragte sich, ob er am Ende vielleicht selbst ein Opfer des bössartigen Zaubers geworden war: Warum beschäftigte er sich mit einem wertlosen, kranken Tier, wo es doch darum ging, seine eigene Haut in Sicherheit zu bringen? Er schaffte es nicht, sich abzuwenden. Widerstrebend bückte er sich und berührte das schmutzige Fell mit der Hand. Die Katze schnurrte. Sie leckte seine Finger. Es gab keinen Zweifel, jemand hatte den Zauber umgelenkt, jetzt hing er über Ando und fesselte seinen Verstand. Eigentlich war es sogar egal. Zum Weglaufen brauchte man die Füße und nicht so sehr den Verstand, denn es gab nur eine Richtung: geradeaus und möglichst schnell sehr weit vom Dorf weg. Für den Augenblick gab er nach. Er unterwarf sich der Zauberkraft und setzte die Katze auf seine Schulter.

Ando lief geradeaus, bis die Straße abbog und in einer Senke verschwand. Hier war sie von Bäumen gesäumt, die etwas Schutz vor dem Regen boten. Etwas weiter vorn stieg Rauch auf, man roch es, hier gab es einen Meiler. Ando kannte den Köhler, er war mürrisch, seine Kinder warfen mit Steinen. Ando stieg zum Bach ab, umging das unbeleuchtete Gehöft des Köhlers und traf kurz darauf wieder auf die Straße. Von jetzt an bewegte er sich auf unbekanntem Gebiet. Der Mond zeigte sich zwischen Wolken, trotzdem regnete es immer noch ohne Pause. Einmal hörte Ando den Hufschlag eines Reiters. Er verbarg sich am Wegrand zwischen den Sträuchern. Wegen der Dunkelheit konnte er nicht erkennen, wer es war. Er lief die ganze Nacht, immer die Straße entlang, zweimal durchquerte er kleine Dörfer, doch es erschien ihm zu nah, deshalb ging er weiter. Als es dämmerte, verlor er allmählich das Gefühl in den Beinen, seine Füße zogen ihn wie Feldsteine auf den Boden. Er schlief in einem leeren Schafstall. Die Mäuse raschelten. Die Schafe standen irgendwo in der Kälte auf der Weide. Die Katze rollte sich neben Ando zusammen und wärmte seinen Bauch.

Später am Tag wagte er einen Blick nach draußen. Er hörte ein Hammerwerk. Irgendwo in der Nähe gab es eine Mühle. Er hatte Hunger. Wenn er nicht mit der Katze zusammen Mäuse fressen wollte, musste er betteln gehen. Es war ganz einfach. Der Regen hatte nachgelassen. Man musste lediglich nach draußen treten und herausfinden, wo die Menschen lebten. Ando fand eine alte Decke und band sie um seine Schultern. Trotzdem fror er auf dem Weg zur Siedlung. Als er die ersten Häuser erreichte, traf er auf eine alte Frau mit einer Ziege an einem langen Strick. Sie starrte ihm unter einem dicken Wolltuch ins Gesicht. Mit dem Finger zeigte sie auf etwas hinter seinem Rücken: „Bist du ein Hexenmeister? Warum ziehst du in der Begleitung des Teufels herum? Was willst du hier? Wir brauchen weder den Teufel noch deine Hexerei. Ich rufe den Büttel.“

Sie begann, mit ihrer Altweiberstimme in den Wind zu krähen. Ando sah sich um: hinter ihm saß die Katze. Sie war ihm wieder gefolgt, als wäre sie entschlossen, ihn niemals zu verlassen und ganz offensichtlich brachte sie Unglück. Er versuchte, sie zu vertreiben:

„Sie ist mir zugelaufen. Ich kenne sie gar nicht. Sie ist eine streunende, herrenlose Katze. Nimm sie mit und gib ihr Milch. Dann merkst du, dass sie mit dem Teufel nichts zu tun hat.“

Die alte Frau unterbrach ihr schrilles Rufen: „Ich sehe doch, wie sie dir hinterher läuft. Normale Katzen bleiben im Haus. Sie ziehen nicht mit einem Landstreicher herum und erschrecken die Ziege so, dass sie keine Milch gibt.“

Die Ziege meckerte. Sie rupfte etwas Gras und stieß die Alte mit den Hörnern. Die Alte knurrte: „Siehst du? Sogar meine eigene Ziege hat vergessen, wer ich bin. Das ist noch nie passiert. Du hast sie mit deinem Zauber verdorben. Und deine Teufelskatze trocknet ihre Milch aus.“

Erneut begann sie zu rufen. Dabei wurde sie rot, vor Anstrengung geriet sie außer Atem. In der Siedlung bellten Hunde, man hörte Männerstimmen. Ein paar unerkennbare Gestalten rannten auf die Straße. Ando sah ein, dass er jetzt nicht mehr davonkam. Er musste mit ihr ins Dorf.

Am Dorfeingang wartete eine Hundemeute. Ando musste um sich treten, sonst hätten sie ihn gebissen. Er hörte ein gequältes Jaulen, die Katze verschwand unter einem Haufen lauthals kläffender Köter. Sie erreichten den Dorfplatz. Dort standen einige Männer zusammen. Sie sahen Ando erwartungsvoll entgegen und Ando hatte das seltsame Gefühl, dass sie sich über seine Ankunft freuten. Die Alte versetzte ihm einen Stoß, es kam unerwartet, fast wäre er den Dorfleuten vor die Füße gerutscht. Einer von ihnen, ein hochgewachsener Handwerkerkerl mit Bauch und Glatze, hielt Ando seine Hand hin. Ando zögerte. Die Ziege stieß ihn in den Rücken. Die Alte zeterte los, sie erzählte kreischend ihren Unsinn von einem hergelaufenen Teufel und ausgetrockneter Ziegenmilch. Der

Mann mit der Glatze lächelte besänftigend. Er legte den Finger an die Lippen. Die Alte runzelte die Stirn und verstummte. Die Ziege meckerte weiter. Die Alte packte sie erschrocken am Horn und verschloss ihr mit der anderen Hand das Maul. Die Ziege glotzte verzweifelt.

Ando wurde zwischen den Dorfbewohnern bis zu einer Holztür geschoben, über der ein Schwein aus Blech hing. Das Schwein klirrte und schaukelte im Wind. Der große Mann öffnete die Tür. Im Innenraum brannte ein Feuer im Kamin. Es roch nach gekochter Grütze. An der Decke hingen getrocknete, fette Würste. Eine Frau mit einer groben Haube kam auf einer Treppe aus dem Keller. Sie trug einen Bierkrug und einen Korb mit Flaschen. Die Augen verschwanden in ihrem Mondgesicht, sie lächelte mit den Zähnen: „Es freut mein Herz, euch schon vor der Mittagszeit zu begrüßen. Ich mache euch jede erdenkliche Freude, die euch einfällt. Was möchtet ihr trinken? Habt ihr Hunger?“ Ein verschlafener junger Mann erschien aus dem Nebenraum. Er blinzelte mit roten Augen:

„Was soll das? Seid ihr verrückt? Es ist viel zu früh. Geht nach Hause. Wir schlafen.“

Die Frau zog ihn an ihre große Brust und flüsterte etwas in sein Ohr. Er brauchte einen Augenblick, bis er verstand, dann nahm er Trinkbecher aus dem Schrank und wischte den Tisch:

„Setzt euch. Es tut mir leid. Ich habe nicht verstanden, dass unser Gast von so weit herkommt und müde und durstig ist. Natürlich werden wir euch ordentlich bedienen.“

Ando fühlte sich, als würde er träumen. Er war nicht sicher, dass ihm der Traum gefiel. Er hatte so etwas noch niemals zuvor geträumt. Er tastete nach seinen Münzen. Sie waren noch da, aber möglicherweise gehörten sie auch schon in diesen Traum und waren in Wirklichkeit vertrocknete Pilze oder Wurzeln. Es wurde Zeit, dass er zu sich kam. Er musste aufwachen. Er musste ihnen sagen, dass er weiterwollte. Er war noch viel zu dicht an den Werbern des Königs und brauchte mindestens noch zwei Tagesmärsche, bis er einen sicheren Platz erreichte. Er löste sich aus den Händen, die ihn vorwärts schoben: „Ihr verwechselt mich. Ich bin ein Landstreicher. Ich kaufe vielleicht ein Brot, aber mein Geld reicht weder für Bier, noch für Schnaps.“

Er schüttelte sich: „Lasst mich los. Nehmt eure Hände weg. Ich habe noch einen weiten Weg.“

Sie drückten ihn auf eine Bank. Vor ihm erschien eine dampfende Schüssel mit Fleischstücken und Butterklumpen. Andos Magen machte einen Satz und sprang in seinen Kopf. Er fraß wie ein ausgehungertes Tier. Alle sahen zu. Als Ando satt war, fühlte er eine Schwere in seinen Beinen, die es fast unmöglich machte, den Fuß zu heben. Geschweige denn, aufzustehen und davon zu gehen. Er nahm sich zusammen und versuchte es trotzdem: „Ich danke euch. Der Himmel wird es euch vergelten. Irgendwann komme ich zurück und arbeite für euch, das bin ich euch jetzt schuldig.“

Der hochgewachsene Mann legte ihm seine großen Hände auf die Schultern:

„Bleib hier. Wir trinken noch ein wenig, dann schläfst du dich aus. Morgen ist auch ein Tag. Vielleicht ist das Wetter besser. Wenn du ausgeschlafen bist, kommst du viel besser voran.“

Er öffnete eine Flasche und füllte die Becher mit Schnaps: „Lass uns auf den Sommer trinken. Darauf, dass er endlich anbricht. In einem richtigen Sommer ist alles besser!“ Er leerte seinen Becher.

Ando hielt sich den eigenen Becher unter die Nase. Er erschrak über den bitteren Geruch des Fusels. Das Zeug verbrannte seinen Hals. Er musste würgen. Erneut versuchte er, in die Höhe zu kommen: „Habt noch einmal meinen Dank. Ihr seid sehr freundlich. Ich werde daran denken und im Himmel ein Wort für euch einlegen, wenn ich dort oben als erster ankomme.“

Sie grinnten auf eine undurchschaubare Weise. Die Frau mit der Haube hängte ihren Busen über Andos Hals, schwenkte die Flasche und goss ihm ein: „Warum bist du so bescheiden?“

Ando schüttelte den Kopf. Der Schnaps brannte jetzt schon in seinen Adern. Er stieg ihm in den Kopf und machte ihn dumm. Wenn er weiter trank, würde er wie ein Sack auf die Dielenbretter rutschen: „Ich habe genug. Ich bin kein Trinker. Normalerweise reicht mir Wasser.“

Der junge Wirt verzog verächtlich den Mund: „Ein Mann der nicht trinken kann, hat keine Seele.“ „Das ist mir egal. Ich muss auf die Straße. Meine Seele lebt unter freiem Himmel.“

Die Antwort war ein missfälliges Gemurmel. Der Alptraum wurde offensichtlich gefährlich. Der große Mann umfasste Ando von hinten und drückte ihn mit dem Unterarm gegen seinen Bauch: „Du wirst höflich sein und mit uns trinken, wenn wir dich dazu einladen. Willst du unsere Gastfreundschaft lächerlich machen? Denkst du, dass so ein Lumpenjunge wie du eine Wahl hat?“ Ando bekam kaum noch genügend Luft zum Atmen: „Ich will hier raus. Was wollt ihr denn? Ich habe nichts mit euch zu schaffen.“ Er konnte nicht zu Ende sprechen, sie gossen ihm Schnaps zwischen die Zähne, obwohl er um sich schlug und sich wehrte. Es waren viel zu viele und alle waren gut genährt und stark. Nach dem vierten Glas gelang es ihm, einen Teil zu erbrechen. Als Strafe erhielt er Schläge, bis er aufgab. Er wusste nicht mehr, wie viel sie ihm einflößten. Nach einer Weile drehte sich das Gastzimmer in einem widerwärtigen Wirbel und das Feuer loderte bis unter das Dach. Als sie ihn losließen, sackte Ando unter dem Tisch zusammen wie ein toter Hund.

Irgendwann wurde er wieder wach. Ganz sicher war er nicht, vielleicht befand er sich auch in der Hölle und die Teufel ruhten gerade ein wenig aus. Um ihn herum herrschte Finsternis. Von oben tropfte es, aber nicht direkt auf seinen Kopf. Ihm war grauenhaft schlecht. Er roch, dass er stank.

Ando wünschte sich, dass er auch noch den Rest erbrechen konnte, doch sein Hals blieb trocken und er hörte, wie sein eigener Atem mühsam durch die verstopfte Nase rasselte. Er hätte fast alles versprochen, wenn er dafür einen Krug Wasser erhielt. Es war aber niemand in der Nähe, dem er etwas versprechen konnte. Es war dunkel und er war allein.

Er versuchte, hochzukommen. Erstaunt stellte er fest, dass sie ihm die Hände zusammengebunden hatten. Jeder einzelne Knochen schmerzte. Durch die Übelkeit hindurch versuchte er zu verstehen, was zuletzt passiert war. Abgesehen davon, dass sie ihn verprügelt hatten, schien es keinen ernsthaften Schaden zu geben. Aber warum hatten sie ihn so schlecht behandelt? Er kannte keinen einzigen von ihnen und hatte ihr Dorf in seinem Leben noch nie betreten. Warum hassten sie ihn, wo er doch nicht mehr als ein namenloser Wanderer war, der sie nicht einmal um Brot gebeten hatte? Es hatte auf ihn gewirkt, als hätten sie geradezu auf ihn gewartet. Waren sie ein Stamm von Menschenfressern oder Trollen, die ihn für ihre Suppe mästen wollten?

Er konnte gehen, auch wenn es weh tat. Er begann die Wand mit den Händen abzutasten, vielleicht fand er eine Tür. Er hatte Schwierigkeiten mit dem Gefühl, zuerst musste er den Strick loswerden, so hatte es keinen Sinn. Er kauerte sich in eine Ecke und begann mit den Zähnen am Strick zu nagen. Er fühlte sich wie eine Kellerratte in der Rattenfalle. Es war nicht mehr als eine Frage der Zeit, wann sie ihn der Katze zum Spielen vorwarfen oder ganz einfach ersäuften. Er biss auf dem Strick herum, bis sein Kiefer schmerzte. Trotzdem erreichte er nur, dass seine Handgelenke brannten. Wenn er schon bei den Trollen gelandet war, dann konnten sie wenigstens kommen und ihn füttern. Oder wenigstens Wasser bringen. Was hatten sie davon, wenn er am Durst verendete, oder wollten sie ihn etwa wie einen Trockenfisch für die harten Zeiten zubereiten? Dann fehlte nur noch, dass sie ihn in ein Salzfass stopften und anschließend in ihrem Schornstein räucherten, bis er wie ein Schweineschinken aussah. Ando entdeckte nicht ohne Scham, dass er heulte. Wäre er jetzt statt dessen in der Armee des Königs, hätte er sich beim lieben Herrgott dafür bedankt.

Noch während er an diesem Gedanken festhing, hörte er das Gepolter einer Gruppe von Männern auf einer steinernen Treppe. Er erkannte sogar das Klirren von Sporen. Ihm kam der Gedanke, dass sich die falschen Wünsche viel leichter erfüllen ließen, als die guten. Genauso stellte er sich das Herankommen der Offiziere des Königs vor: sporenklirrender Hochmut und das Getrampel der Hässcher, die als Schlägertruppe durch die Dörfer zogen. Er rutschte bis vor die Wand und zog die Knie an. Einen Moment lang plagte ihn die unsinnige Vorstellung, dass er sich und diesen Ort von oben sah, dann fiel er zurück in die Wirklichkeit. Die Füße draußen hatten ihr Ziel erreicht und scharrt



ganz in seiner Nähe auf der Stelle. Ando konnte hören, wie ein Schlüssel in ein Schloss geschoben wurde und wie das Schließwerk knarrte. Dann erfasste ihn das Licht mehrerer Fackeln und er schloss geblendet die Augen. Als er sie wieder aufriss, hatte er eine der Fackeln direkt vor der Nase, die Hitze versengte ihm die Haare. Irgendwo traf ein Trollfuß seinen Körper. Er kippte auf die Seite. So war er wenigstens für den Augenblick die brennende Hitze los, auch wenn sich die Fackel schon wieder näherte, dieses Mal von der Seite: „Soweit sieht er ganz gesund aus. Kann zucken und zappelt wie ein gesundes, junges Schwein. Ich würde ihn gern bei Tageslicht besehen. Nur um sicher zu gehen, dass er nicht die Pest hat.“

Der Mann, der sprach, hatte nicht die geringste Ähnlichkeit mit einem Troll. Er war viel zu klein, eher von der Größe einer aufrecht stehenden Ziege. Vielleicht hatten die Trolle die Ziege der alten Frau verwandelt? Der Ziegentroll berührte Ando erneut mit dem Fuß. Der Fuß steckte in einem blankgewienerten, schwarzen Stiefel, der das halbe Bein bedeckte: „Kannst du reden? Bist du gesund?“

Ando hatte das Gefühl, dass die Übelkeit mit doppelter Gewalt über ihn hereinbrach. Wenn er jetzt den Mund für eine Antwort öffnete, musste er gelbe Galle spucken, bevor ein einziges Wort herauskam. Er versuchte es, aber er schaffte nur ein hilfloses Gurgeln. Der Mann mit den Stiefeln zupfte an der Seidenschärpe, die er um seinen mageren Ziegenbauch gewickelt hatte: „Das sieht schlecht aus. Das könnte das Anzeichen einer Pestilenz sein. Oder Ungehorsam, was in einem solchen Bauernschädel noch wesentlich schlimmer wäre.“

Aus dem Hintergrund erschien das bereits bekannte Gesicht des jungen Gastwirts:

„Er ist nicht ungehorsam und schon gar nicht krank. Er hat sich hemmungslos betrunken. Werft ihn in den Bach, und er wird Gepäck und Pulversäcke schleppen, wie ein satter, junger Esel.“

Der Ziegentroll lachte meckernd: „Herr Schankwirt, Ihr denkt, dass Ihr Euren eigenen Pelz auf diese Weise rettet. Eigentlich gilt mein Interesse Eurer eigenen anziehenden Person. Ihr steht gut im Futter und habt gerade Knochen. Wenn mir mein König sagt, dass die Bauern nicht erlaubt sind, dann gehorche ich und nehme gern mit einem kräftigen Schnapsbrenner vorlieb. Ich verstehe gut, dass Ihr Euch selbst ersetzen möchtet, aber wenn Ihr mir einen solchen Lumpensack unterschiebt, dann nehme ich Euch selbst mit und die kostbaren Bauern können zusehen, wo sie in Zukunft ihren Branntwein zum Saufen finden.“

Der Gastwirt verbeugte sich und machte einen Kratzfuß: „Euer Gnaden, das ist kein Lumpensack. Das ist ein junger, kräftiger Kerl. Einigermaßen betrunken, aber bestens geeignet für den König.“ Der Ziegentroll wedelte mit der Fackel: „Und ihr, Herr Gastwirt? Seid ihr weniger gut geeignet?“

Der große Mann, der Ando am Vortag empfangen hatte, schob sich nach vorn: „Wir haben es doch schon geregelt, Euer Gnaden. Wenn ihr wünscht, werden wir noch einmal über die Münzen sprechen, die unser Dorf an Euch verschenken möchte. Wir haben hier insgesamt nicht einmal zwanzig Männer. Wenn ihr einen mitnehmt, dann stimmt die Rechnung. Einer von zwanzig, das ist genug. Unser Gutsherr hat ein Adelsprivileg des Königs.“

Der Ziegentroll lachte meckernd: „Nur, dass er nicht von euch kommt. Und stinkt und mager ist und wahrscheinlich auch noch die Krätze hat. Wir hätten ihn auf der Straße finden können, außerhalb von jeder Rechnung.“ Er hielt sich angeekelt die Hand vor seine schmale Mädchennase.

Der große Mann blieb beharrlich: „Wir baden ihn und geben ihm Speck und Brot und für euch ein Fässchen Bier. Und vergesst dabei bitte nicht die Münzen.“

„Was liegt dir eigentlich an diesem Gastwirt? Ist er vielleicht dein unehelicher Sohn? Willst du ihn deshalb unbedingt behalten? Soll ich mich bei deiner Frau erkundigen, ob dein Bastard zu den Soldaten passt? Was denkst du, was sie dazu sagt? Vielleicht erfreut es ihr Herz, wenn er für immer aus ihren Augen verschwindet.“

Der große Mann schlug sich mit seinen großen Händen auf den Bauch: „Ich halte mich an das Wort des Herrn. Ich habe ein sauberes Ehebett. Mein Ehefrau ist eine ehrliche Hausfrau.“

Der Offizier des Königs gab seinen Männern einen Wink: „Gut, dann nehme ich alle beide. Wir haben uns den ganzen Tag gelangweilt. Uns steht der Sinn nach Spaß und gutem Essen. Wir lassen die Galgenvögel würfeln. Dann werden wir sehen, welcher von beiden besser zu einer königlichen Muskete passt.“ Er packte den Gastwirt am Hemd und hielt ihn fest: „Schnaps brennen oder Häuser anzünden ist ungefähr das gleiche. Es ist gar nicht besonders schwer. Und es bringt genauso viel Gewinn. Man macht Beute und raubt. Es lohnt sich. Ich mache es schon ein Leben lang und kenne mich aus.“

Die Frau des Schankwirts begann zu wimmern, aber sie beeindruckte niemanden und hörte nach kurzer Zeit wieder auf. Die Häscher stießen den Gastwirt neben Ando an die Wand. Einer schlug ihn zur Sicherheit kurz in den Magen, damit er auf den Boden rutschte und hilflos mit den Füßen zuckte. Lauthals lachend schlossen sie die Tür. Die Finsternis kehrte zurück. Für Ando war es eine Erleichterung, die Übelkeit ließ um eine Winzigkeit nach. Neben ihm stöhnte der Gastwirt. Eine Ratte näherte sich. Sie untersuchte Andos Füße, er konnte ihre Barthaare fühlen. Sie entschied, dass er noch am Leben war und verlor das Interesse. Der Wirt erholte sich allmählich. Er brummte etwas, das wie ein Gebet klang, aber eine Kette von Flüchen klang so ähnlich und hatte den gleichen Tonfall. Schließlich stieß er Ando mit dem Finger ins Gesicht: „Wenn du nicht aufgekreuzt wärst,

hätte ich gerechterweise genauso viel Glück oder Pech haben können wie die anderen. Wahrscheinlich hätte es einen von den Bauernknechten getroffen. Gastwirte sind durch ihren Beruf mit dem Teufel verschwägert und werden von ihm beschützt.“

Ando rückte ein Stück zur Seite: „Ich bin Totengräber.“

„Was bist du? Ein Totengräber? Du hast Leichenhaare an den Fingern und jetzt sitzt du neben mir?“

„Wenn gerade niemand stirbt, hüte ich die Schweine. Sonst bin ich der Totengräber und der Teufel ist mein Taufpate. Er ist nicht gerade großzügig. Die Toten haben nur selten Gold unter ihrem letzten Hemd. Und nach ein paar Jahren, wenn nichts mehr übrig ist, liegt das Gold bei den Trollen.“

„Dann ist es wohl an der Zeit, dass du deinen Gevatter um ein Geschenk anbettelst. Wenn er sich nicht beeilt, schleppen sie einen von uns auf ihre Schiffe und den anderen hängen zu ihrem Vergnügen an den erstbesten Baum.“

„Das dürfen sie nicht. Der König ist kein Mörder. Er bestraft sie.“

„Der König ist weit und braucht seine Offiziere. Wir bedeuten ihm so viel wie sein Vieh. Glaubst du, dass er sich persönlich dafür interessiert, wie seine Ochsen geschlachtet werden?“

„Habt ihr gewusst, dass sie heute kommen?“

„Was denkst du denn, warum sie für dich das Essen bezahlen und eine ganze Flasche Branntwein bei mir kaufen, wo sie sich sonst aus lauter Geiz kaum selbst einmal einen Becher gönnen?“

„Und wenn ich nicht in ihre Falle gelaufen wäre?“

„Dann hätten sie nach dir gesucht. So haben sie sich bisher immer vor der Aushebung gedrückt. Sie haben einen fremden Dummkopf gefunden, der für sie den Rock des Königs anzieht und sich Löcher zwischen die Rippen schießen lässt oder vorher schon an der Pest verendet.“

„Und warum du? Hast du hier keine Verwandten?“

„Ich komme aus der Stadt. Ich bin der dritte Sohn von einem Apotheker. Meine Eltern haben mir eine reiche Witwe gesucht und hier in der Dorfschenke hat sich eine gefunden.“

„Dann passt du doch gut für den Krieg. Du meldest dich freiwillig. Du kaufst dir nach der ersten Belagerung eine junge Frau und vergisst die Witwe. Du bist sie los und siehst sie niemals wieder.“

„Und du? Willst du dir keine Frau kaufen? Denkst du nur an deine Schweine?“

„Schweine sind freundlich. Vögel sind freundlich. Menschen sind hart und böse. Die Frauen sind etwas besser als die Männer, aber vor den jungen Weibern habe ich Angst.“

„Warum? Meine Witwe tut am Tag so, als wäre sie eine hartherzige Hexe, aber in der Nacht ist sie sanft und einfühlsam. Ich will sie nicht verlassen. Ich will genauso weiterleben wie bisher.“

Ando hörte, wie der Gastwirt aufstand und sich an der Wand entlang bis zur nächsten Ecke tastete. Dort pinkelte er in die Finsternis. Als er zurückkam, haftete der Uringeruch an seinen Stiefeln.

Diesmal blieb er stehen. Er wackelte mit den Armen, die Gelenke knackten. Dabei murmelte er seltsame Dinge. Ando hatte früher schon manchmal Zaubersprüche gehört, er wollte sie jetzt in diesem dunklen Keller auf keinen Fall wiederhören: „Wenn du dich vor den Geistern fürchtest, fressen sie dich auf. Wenn du weiter Beschwörungen aufsagst, drehe ich dir den Hals um.“

„Du bringst mich um?“ Der Gastwirt lachte und wälzte sich auf Ando, der unter diesem Gewicht kaum noch atmen konnte. Das Sprechen war mühsam, Ando musste zwischen den Wörtern keuchen: „Du vergisst den Teufel. Ich bin sein Patensohn. Der Teufel wird mir helfen.“

Der Gastwirt hörte nicht auf zu lachen, er lag Ando wie ein Felsbrocken auf dem Brustkorb, die Rippen knirschten bei jeder Bewegung: „Dann muss unser lieber König doch noch einen von seinen kostbaren Bauern für die Frachtschiffe opfern. Der Teufel hilft mir genauso gut wie dir. Wir werden uns gegenseitig umbringen, nur um den König und diese Bauern zu ärgern.“

Sie kamen nicht voneinander los und rollten auf dem unebenen, feuchtkalten Boden durch den Staub. Tatsächlich schien jeder von ihnen einen Troll auf seiner Seite zu haben. Der Wirt besaß mehr Kraft, aber Ando war beweglicher und deshalb schneller. Sie erreichten die Pfütze in der Ecke und hörten auf. Es fiepte, von der Decke fiel eine Ratte, sie rannte zwischen ihnen davon. Ando stand wie ein Hund auf seinen Händen, weil er nicht mehr hochkam. Der Wirt saß breitbeinig im Unrat, er redete ohne Pause, als wäre er eins von diesen Kirchenliedern, bei denen man im Stehen einschließt: „Ich habe dieses gottlose Spiel schon einige Male erlebt. Man denkt, man würfelt um seinen Kopf und genau das ist es, was wir machen. Die Bauern verstecken die eigenen Söhne irgendwo im Wald. Der Pfarrer hier ist an solchen Tagen besoffen. Er müsste den königlichen Offizieren melden, dass die Hälfte der Männer fehlt, aber dann würde am nächsten Tag seine Scheune brennen und seine Kinder würden unten im Brunnen mit den Kröten spielen.“

„Die Offiziere wissen sehr genau, was vorgeht. Sie schreien herum. Die Häscher schlagen dem Schulzen einen Zahn aus. Dann suchen die Bauern zwischen den Hemden und Hosen in ihrer Truhe herum und finden dort erstaunlich viel Gold. Die Herren Offiziere haben tiefe Taschen. Die Häscher fressen Schinken und saufen Bier. Die Knechte, die Häusler und die Fremden werden zusammengedrückt und im Pfarrhof auf die Bank gesetzt. Sie stellen ein schönes Fass auf. Das ist der Tisch zum Würfeln. Wenn du keine Lust hast, helfen sie dir mit der Faust. Wer das größte Pech hat, wird an den Wagen gebunden wie ein Rindvieh. Sie sammeln ihre Herde ein, dann verladen sie die armen Kerle auf einen morschen Kahn und ab geht es, über die Wellen. Es heißt, das die ersten schon bei der Überfahrt ersaufen. Der Rest verendet drüben auf dem Festland an irgendeiner Seuche oder schafft es wirklich bis auf das Schlachtfeld. Dorf werfen sie ihn dann nackt und ausgeplündert auf

einen Haufen. Sie sollen dort drüben so viele Raben am Himmel haben, dass sie nicht mehr wissen, wie die Sonne aussieht. Das einzige Lebewesen, dem es gut geht, ist der Habicht. Der Habicht ernährt sich von den schweren, auf dem Schlachtfeld vollgefressenen Raben. “

Er holte Luft und begann wie ein Habicht hohe, kurze Schreie auszustoßen: „Das ist die einzige Form, in der man überlebt. Man lässt sich von einer Hexe in einen Habicht verwandeln.“

Ando wurde kalt. Aus seinem Bauch kam ein Ton, als hätte er einen lebendigen Hund verschluckt. Er hatte beobachtet, wie der Habicht eine Krähe schlug. Die Krähe schrie, als hätte sie eine Seele und hatte sich gewehrt. Der Habicht hatte sie auf den Boden gepresst und nach und nach seine Krallen durch die Federn gebohrt, bis die Krähe zwar immer noch schreien konnte, aber ihre Kraft verloren hatte und wie ein Lumpenbündel im Gras lag. Der Habicht fasste sie mit den Füßen und trug seine immer noch lebende Beute davon in seinen Horst. Ein Habicht zu sein, war eine abstoßende Vorstellung. Ando stellte sich den Krieg vor: tote Männer, soweit das Auge reichte. Er allein mit seinem Spaten und neben ihm ein Schwarm gemästeter, fetter Raubvögel, die unter den Raben wüteten wie kurz zuvor der Krieg unter den Männern. Die verbotenen, alten Götter hockten in den kahlen Bäumen auf einem Ast. Sie schüttelten sich vor Lachen. Und der sanfte Christengott schlief irgendwo weit entfernt hinter seinen Wolken.

Der Gastwirt machte Pause. Ando wollte, dass er fortfuhr. Das Gerede hielt die Trolle auf Abstand, die Angst verkroch sich im Bauch, und Hände und Füße blieben ruhig. Ando wusste nicht einmal den Namen desjenigen, mit dem er hier auf unbestimmte Zeit in der Finsternis festsäß. Als hätte der Wirt an seinen Gedanken geschnüffelt, kam er Ando zuvor: „Sag mir deinen Namen. Ich muss doch wissen, für wen ich bei den Unterirdischen den Tisch zu decken habe. Oder willst du dort unten wieder nur die Schweine hüten und im Schweinemist übernachten?“

„Willst du wirklich vor mir sterben? Willst du gar nicht erst versuchen, davonzukommen?“

„Wie heißt du? Sag mir deinen Namen, dann heize ich schon den Herd und koche die Totensuppe.“

„Bist du ein Troll? Was für eine Suppe? Nur Trolle kochen sich ihre Suppe aus Menschenknochen.“

„Ich weiß es nicht. Vielleicht bin ich ein Troll, den eine Hexe in einen Menschen verzaubert hat.“

„Ich bin ein Mensch. Ich heiße Ando und ich hüte die Schweine hier oben auf der Erde.“

„In dieser Finsternis kannst du gar nicht wissen, ob wir noch oben sind. Wie heißt du? Ando?“

„Ando, der Habenichts. Ando, der Abdecker und der Totengräber. Ando, der Dummkopf.“

„Was für ein verdammter Wurmfraß. Ich habe vergessen, was du machst. Sonst hätte ich dich niemals angefasst. Jetzt muss ich mir auf Hände pinkeln. Das ist zwar nicht gerade Weihwasser, aber immer noch besser als gar nichts. Du bist von oben bis unten unrein. Wenn wir würfeln müs-

sen, bringt mir das nichts als Unglück.“

Er rülpste, dann stöhnte er übertrieben: „Weißt du, was dein Name bedeutet?“

„Mein Name bedeutet, dass ich keine Schuhe habe. Dass jeder schmutzige Aufträge bei mir ablädt. Dass ich mich bedanken soll, wenn sie mir vor die Füße spucken.“

„Was für Aufträge? Hast du dich mit Blut besudelt? Hast du den alten Göttern gedient?“

Ando wartete. Er hatte keine Lust, auf diese Frage zu antworten.

Der Gastwirt drängte: „Sag es mir. Wir müssen es ohnehin gemeinsam ausbaden. Also will ich wenigstens wissen, wie schlimm es um uns steht. Hast dich auf eine Zauberei eingelassen?“

„Gestern sollte ich eine lebendige Katze in das Grab werfen und sie mit dem Leichnam zusammen zuschütten. Sie hat mich angesehen und gewinselt. Ich habe sie wieder rausgezogen. Ich denke, dass Tiere eine Seele haben: Fische, Schweine, Vögel. Alle, auch eine elende Katze hat eine Seele.“

„Wenn dein Pfarrer nicht so dumm wäre, wie er ist, hätte er dich verbrannt. Für dein unüberlegtes Gerede und für deinen Namen. Dein Name bedeutet Arnthor. Der Vogel des Thor. Einer der alten Götter. Das machen sie immer wieder. Sie binden Menschen an den Pfahl, die noch etwas über die alten Götter wissen. Oder von denen sie so etwas vermuten.“

„Ich bin Ando, der Schweinehirt. Ich unterhalte mich mit Schweinen, nicht mit Göttern.“

„Schweine sind sehr gelehrig. Sie laufen hin und her, unterwegs treffen sie manchmal auch die Götter. Du bist der Habicht. Du siehst die Dinge kommen, an Odins Baum, zwischen den Augen des Adlers, der zwar größer ist, aber niemals so viel Weitblick besitzt wie du. Der Adler ruht auf dem Weltenbaum. Zwischen seinen Augen wartet der Habicht. Er blickt in die Zukunft und wenn die Raben kommen, dann steigt er auf und schlägt sie. Du hast dich mit Odin angelegt. Die Raben gehören Odin. Er überlässt sie nicht einfach dem beutegierigen Habicht.“

Weiter kamen sie nicht, sie wurden gestört. Es war Zeit, den Würfelbecher in die Faust zu nehmen und sich von dem bisherigen Leben zu trennen. Es hatte nicht den geringsten Sinn, störrisch auf dem Recht zu bestehen, wie ein anständiger Gast behandelt zu werden. Folgsam stieg Ando hinter dem Gastwirt die steile Kellertreppe nach oben, bis ihn das Tageslicht blendete, obwohl es draußen immer noch regnete und Rauch und Nebel auf die strohgedeckten Dächer drückten. Jemand hatte eine Zeltplane aufgespannt. Die bunten Häscher des Königs standen zwischen rotgesichtigen, alten Bauern in grauen Röcken und bildeten eine Gasse. Wie zu erwarten war, gab es keinen einzigen jungen Mann in dieser mit Mistgabeln und Knüppeln bewaffneten Kette. Im Hintergrund saßen ein paar Bauernweiber auf einer Bank. Daneben kicherten die Mädchen, bis über den Bauch in dicke Tücher eingewickelt und mit ihren Gänseangelegenheiten beschäftigt. Von ihnen konnte man sicher

mit Leichtigkeit erfahren, wohin es die Bauernsöhne verschlagen hatte. Aber bis auf Ando wollte das offensichtlich niemand genauer wissen. Die Ehefrau des Gastwirts war verschwunden.

Unter der Plane stand tatsächlich ein Fass. Sie waren wirklich geizig, denn sie hatten nicht einmal zum Schein einen Krug Bier geopfert. Es gab zwei niedrige Hocker. Außerdem standen dort drei weitere Kandidaten, deren zerschlissene Jacken sie als Handlanger oder Hilfsknecht zu erkennen gaben. Aber vielleicht war das auch nur eine Verkleidung, um die Häscher des Königs abzulenken, denn diese Gestalten sahen weniger verhungert aus, als es zu ihren Lumpen passte. Die Bauern schwiegen, dabei spielten sie mit ihren Knüppeln. Man hörte den Wind und das Rauschen des Regens. Ein Hund bellte kurz. Dann knurrte er, während über ihm die Elstern krakeelten. Oben in der Krone des alten Lindenbaumes hockte die dürre Friedhofskatze zwischen den höchsten Zweigen. Sie schlug mit dem Schwanz, aus ihren halbverklebten Augen starrte sie Ando ins Gesicht. Dann krachte es im Gasthof und etwas schlug von innen gegen die Eingangstür.

Die Tür wurde aufgetreten, der Ziegenbockoffizier sprang sporenklirrend in den Hof. In seiner Schärpe steckte ein Würfelbecher. In der Hand hielt er einen dicken braunen Zopf. An dessen Ende hing die schimpfende, sich sträubende Gastwirtin. Ihr Widerstand nützte ihr nicht das geringste, sie wurde durch die Pfützen geschleppt, bis sie ihren Mann erreichte: „Da seht Ihr, hier haben wir Eure liebe Frau, Herr Schnapsbrenner. Sie muss Euch über die Maßen lieben, denn sie hat versucht, mich mit dem Hundefraß aus Eurer Küche zu vergiften. Wahrscheinlich denkt sie, dass mein Leichnam friedlich in sein Schloss zurückkehrt und die Aushebung auf diese Weise endet. Das ist leider falsch. Ich werde dem König auch dann noch Soldaten zusammentreiben, wenn ich schon lange ein Gespenst bin. Ich denke, Ihr habt eine gewisse Bildung und versteht, was ich von euch will. Wenn Ihr Eure Frau nicht am Galgen sehen möchtet, dann unterschreibt Ihr freiwillig ohne irgendwelche Würfel oder andere Spielereien.“

Er versetzte ihr einen Tritt, sodass sie vor ihrem Mann im Wasser kniete. Sie hatte verheulte Augen und konnte vor Angst kaum sprechen. Umso erstaunlicher war das, was aus ihrem Mund herauskam: „Mach es nicht. Er denkt, dass er der Engel Gottes ist oder wenigstens der Teufel, aber er ist ein ganz normaler Dreckskerl. Er spielt gerne mit fremden Frauen und danach hängt er sie in die Bäume. Auf diese Weise zahlt er niemals für die Bastardkinder, die er ihnen gemacht hat. Er hat es verdient, dass er an seinem eigenen Darm erstickt.“

Der Gastwirt zog sie in die Höhe: „Hast du ihm tatsächlich etwas in die Suppe geschüttet? Wird er

jetzt vor die Hunde gehen? Aus Liebe zu deinem Mann? Werden sie uns jetzt nebeneinander in die Zweige hängen, damit wir zusammen mit den Engeln tanzen?“

„Er kann dir gar nichts tun. Du hast keine Ahnung. Du warst im Keller.“

„Er ist der Offizier des Königs. Du kannst ihn nicht einfach vergiften, um mich zu retten. Du bist keine Hexe. Du bist die Köchin. Du hast Fieber, geh in dein Bett. Ich rette mich, das verspreche ich. Schlaf dich aus. Ich schaffe das allein.“

Ihr hingen die Haare ins Gesicht, der Rotz tropfte auf ihre Brust: „Mein Bett ist ein Misthaufen und ein giftiger Sumpf. Dort kann niemand mehr schlafen. Er soll mich aufhängen, wenn er Lust hat. Du darfst auf keinen Fall unterschreiben. Er hat mir versprochen, dass er dich frei lässt. Das war der Vertrag. Jetzt tut er so, als hätte ich ihn verhext. Vorher war es ihm egal.“

Der Ziegenbock stapfte auf das Fass zu, dabei klirrte er mit den Sporen: „Genug Liebesgeflüster für heute. Schafft die Frau Giftmischerin in den Keller. Damit befassen wir uns später. Jetzt sind die Kerle an der Reihe. Es ist Zeit für ein schönes Spiel. Ich will an zwei von den Sündern aus diesem Nest im Fegefeuer des Krieges eine reine Seele verschenken.“

Er stieß den Wirt zurück: „Du kannst dich von deinem Ehestreit erholen. Wir fangen mit dem Landstreicher an. Hier, nimm die Würfel. Du spielst gegen einen von den Bettelknechten da drüben, die unsere lieben Bauern für entbehrlich halten. Wenn einer von denen vorher an Schwäche stirbt, kannst du aufhören. Dann bist du ab sofort auch ohne Würfelspiel ein Soldat des Königs.“

Ando brauchte einen Augenblick, um zu begreifen, dass es um ihn ging. Irgendwie schaffte er die wenigen Schritte zum Fass und nahm die Würfel. Einer der Bettelknechte griff in die zerrissene Jackentasche. Er zog einen zweiten Würfelbecher heraus und begann, ihn zu schütteln. Der Offizier und die Bauern tauschten Blicke, aber keiner sprach. Sie würfelten, Ando verlor. Der zweite Knecht erhielt den Becher. Ando verlor erneut. Einer der Häscher legte Ando den Arm um die Schultern und boxte ihn gegen den Bauch. Es tat weh. Der Häscher stank aus dem Mund: „Dann will ich das Vögelchen doch lieber in den Käfig sperren, sonst fliegt es uns noch davon. Komm mit, ich bringe dich zurück in den Keller. Dort bist du vor Regen und Wind geschützt.“

Ando machte sich frei: „Lass mich. Ich will sehen, wie es ausgeht.“

„Was gibt es da zu sehen? Hast du dich in den Schnapsbrenner verliebt? Er wird in deiner Nähe bleiben. Das kann ich dir fest versprechen. Keine Sehnsuchtstränen. Und jetzt ist Schluss. Ich will zurück ins Gasthaus und heiße Suppe essen. Beweg deine Füße, sonst überlege ich mir, wie ich dir dabei helfen kann.“ Er grunzte und versetzte Ando einen Tritt. Ando wunderte sich, er verstand immer noch nicht, was seine Augen sahen: „Wieso weißt du vorher, wie es ausgeht?“



Der Häscher lächelte freundlich: „Mein Täubchen, was glaubst du denn, wer hier die besseren Würfel hat? Oder bist du so dumm, dass du annimmst, dass alle Würfel gleich sind?“

„Wieso nicht? Ist das nicht der Sinn beim Würfelspielen, dass die Würfel alle gleich sind?“

„Wir spielen hier nicht nach deinen Regeln, wir spielen nach den Regeln des Königs.“

„Und der König will, dass du andere Würfel bekommst als ich?“

Die Antwort war ein weiterer Tritt und dröhnendes Gelächter: „Ich brauche keine Würfel, ich bin ein guter Protestant. Ich ziehe auch nicht in den Krieg. Ich bin der Ausheber und du wirst aufgehoben. Das ist der Unterschied!“

Auf einmal wurde es laut. Hinter ihnen entstand eine Schlägerei. Sie versuchten, den Gastwirt vor das Fass zu zerren, er setzte sich zur Wehr und wälzte sich mit ihnen im Schlamm. Das Fass kippte um. Es fiel dem Ziegenbockoffizier auf die blank geputzten Stiefel. Der Ziegenbock zog seinen Degen und fuhr damit großspurig durch die Luft. Dann richtete er die Spitze gegen die Kehle des Gastwirts: „Hatten wir nicht verabredet, dass du ohne besondere Umstände unterschreibst? Jetzt bekommst du die großzügige Chance zu einem guten Spiel und zum Lohn verprügelst du meine Männer? Möchtest du mit einem Strick um den Hals fliegen lernen? Dann steig auf das Fass. Wir beeilen uns. Wir hängen dich an den Baum, dann ist die Sache erledigt. Die Teufel auf der anderen Seite werden einen Schnapsbrenner wie dich mit offenen Armen empfangen. Sie heizen ihren Kessel bis er glüht, dann kannst du ihnen aus deinen eigenen Knochen ein Gesöff zusammenbrauen.“

Der Gastwirt atmete schwer: „Die Würfel, die Ihr benutzt, sind gezinkt. Die Bauern haben Euch bestochen. Das ist kein Spiel, das ist eine Vorstellung zu Eurer Belustigung. Wenn ich schon spielen muss, dann will ich die Becher tauschen. Ich will ein ehrliches Spiel.“

„Gezinkte Würfel? Wie abscheulich. Ich sehe, du hast zu wenig Freunde in diesem Dorf. Was hast du falsch gemacht? Hast du das Bier gepanscht? Oder hat die Hexe, die deine Frau ist, den Bauern Nieswurz und Fliegenpilz vorgesetzt, so wie mir?“

„Ihr habt es nicht anders verdient. Sie hat euch nicht eingeladen. Ihr habt euch selbst bewirtet.“

Der Ziegenbock meckerte: „So viel Mut bei einem Gastwirt! Wahrscheinlich bist du in Wirklichkeit ein Räuber und Aufhängen ist gar nicht die richtige Methode, um dich aus der Welt zu schaffen. Ich denke da an die Keule und das Rad. Ich rate dir, nimm die Würfel und lass uns fertig werden. Mir läuft die Zeit weg. Die Schiffe des Königs können nicht ewig warten.“

„Dann gib mir den anderen Becher. Wenn der König denkt, dass ein Würfelspiel der gerechte Weg ist, dann will ich gerechte Würfel!“ Der Ziegenbock ordnete seine Schärpe und sah sich um:

„Sind hier irgendwelche Bauern mit falschen Würfeln? Dann gebt sie mir, ich möchte sie in aller

Gewissenhaftigkeit prüfen.“

Tatsächlich waren die beiden Lumpenknechte verschwunden und mit ihnen auch der Becher mit den gezinkten Würfeln. Der Gastwirt fluchte. Mit einer raschen, unerwarteten Bewegung gelang es ihm, die Häscher abzuschütteln. Doch gleich darauf blieb er in der zähen Kette aus alten Bauern stecken. Die Bauern nagelten ihn fest, als wären sie ein dorniges Gestrüpp. Die Häscher konnten ihn einfach abpflücken wie eine reife Pflaume. Sie warfen ihn auf den Boden und schlugen ihn mit den Bauernknüppeln, bis er aufgab und still lag. Dann schleiften sie ihn an Ando vorbei in den Keller. Ando hütete sich, auch nur den Kopf zu heben. Er war froh, als die Tür ins Schloss fiel und sie in ihrem finsternen Gefängnis allein blieben. Er zog es vor, mit den Ratten zu sprechen, wenn er nur diesem Ziegenbock nicht mehr in seine gelblichen Säuferaugen schauen musste. Auf den Anblick der verräterischen Bauern konnte er für den Rest seines Lebens gern verzichten.

Ando hörte, wie der Gastwirt stöhnte. Seine Frau flüsterte mit ihm. Weil es sonst sehr still war, verstand man trotzdem jedes Wort. Jetzt saßen sie zu dritt im Keller. Ando war ein wenig neidisch, denn die anderen beiden kannten sich gut genug, um sich gegenseitig zu trösten. Allerdings schien ihnen das nicht unbedingt zu gelingen. Sie suchten die Nähe des anderen im Streit, aber vielleicht war dieser Streit für sie nichts anderes als eine eigenartige Form von Liebe und Trost. Als sie wenig später aufbrachen, wurde der Gastwirt auf den Wagen gelegt. Seine Frau setzten sie daneben. Ando musste wie ein Kalb mit einem Strick um den Hals neben dem Gefährt durch den kalten Regen traben. Der Regen war gerecht. Er fiel gleichmäßig auf die Pferde, den Wagen, die Häscher und ihre Beute. Nur der Ziegenbockoffizier hockte vorn unter einer Plane, wenn er den Kopf herausstreckte, um die vier Himmelsrichtungen anzumeckern, tropfte Wasser von seinem Hut.

In den anderen Dörfern verlief die Aushebung wesentlich schneller. Wie von einem geschickten Uhrwerk angetrieben, erschienen die Anwärter auf den Rock des Königs in der Regel betrunken, aber ungewöhnlich sauber gewaschen und oft mit neuen Hosen und guten Stiefeln und stellten sich gehorsam zum Spielen an. Wer verloren hatte, hatte verloren. Er reihte sich ohne zu murren in den länger werdenden Zug ein, der dem Wagen folgte. Der Gastwirt schlief, die Wirtin summte verzweifelt ein und dasselbe traurige Lied. Ando wunderte sich nicht, als sich aus den Decken hinter dem Kutschersitz des Wagens ein schmaler Katzenrücken schälte. Er sah den gesträubten Schwanz und hörte ein kurzes Fauchen, dann verschwand das Tier auf der Seite in den Feldern. Ando erschien das keineswegs als Abschied, sondern höchstens wie eine kurze Trennung. Fast empfand er Erleichterung. So gab es wenigstens eine Sache, die genauso blieb wie vorher.

Sie näherten sich der Stadt. Der Wind roch anders, wahrscheinlich kam das vom Meer. In den Gestank der Siedlung mischte sich ein Hauch von Salz und Fischen. Sie hielten neben einer geräumigen Scheune. Vor der Scheune brannte ein großes Feuer. Der stabile Holzbau wurde von einer Gruppe bewaffneter Soldaten gesichert. Sie sperrten das Tor auf und trieben die neu ausgehobenen Rekruten zwischen die Pferde und ein paar Schafe, die aufgereggt blökten. Innen gab es genügend Heu, um sich bequem darin niederzulassen. Draußen kochten sie in einem Kupferkessel Suppe, die nach Fleisch und Kohl roch. Durch die Tiere und die vielen Menschen verschwand die Kälte. Müdigkeit breitete sich aus. In der Nähe übte jemand auf einer Trommel, immer wieder den gleichen Rhythmus. Nach dem Essen brachte ein vierschrötiger Unteroffizier ein Fässchen Schnaps. Es gab nur wenige abgenutzte Lederbecher. Sie wurden abwechselnd gefüllt und herumgereicht. Niemand kam auf die Idee zu streiten. Alle warteten geduldig, erschöpft von der Strecke des langen Marsches und von der Vorstellung, ihr bisheriges Leben für immer verloren zu haben. Für manche von ihnen war das sogar ein Gewinn. Sie sahen aus, als hätten sie zum ersten Mal in ihrem Leben erfahren, wie eine Suppe schmeckt, in der nicht Kleie herumschwimmt, sondern Fleisch. Der Unterschied zwischen diesen Männern und den Schweinen in Andos Stall war nicht besonders groß.

Ando roch an dem Schnaps, als der Lederbecher bei ihm ankam. Es war normaler Branntwein, nicht gerade für den König, aber durchaus trinkbar. Man würde für ein paar Stunden in das Reich der Träume davonschwimmen, in einem warmen Fluss, in dem man sich von der eigenen Sehnsucht verabschieden konnte. Was dann später noch folgte, spielte im Augenblick keine Rolle. Doch ehe Ando dazu kam, seinen Becher zu leeren, spürte er einen Stoß in den Rücken. Der Schnaps wurde ihm von hinten aus der Hand geschlagen. Missfälliges Gemurmel der herumsitzenden Männer begleitete diese Verschwendung.

Der Becher wanderte weiter und Ando musste wieder lange warten. Er sah sich um. Hinter seinem Rücken blickte er in das angeschwollene Gesicht des Gastwirts: „Was glaubst du, warum sie uns besoffen machen? Morgen, wenn alle krank sind, treiben sie uns auf die Schiffe. Dann gibt es kein Zurück, und wir sind für sie nichts anderes mehr als irgendwelche Säcke. Eingeladen, abgeladen und verkauft. Das ist das Ende von unserer Freiheit.“

Ando ärgerte sich. Er konnte allein entscheiden, ob er Wasser trank oder Schnaps. Kostenloser Branntwein floss normalerweise nicht durch den Dorfbach. Er lachte böse: „Du bist also noch ein freier Mann? Ich dachte, dass du den ganzen Marsch über schon ein Sack warst. Oder hast du nicht im Wagen herumgelegen wie ein Mehlsack?“

„Was glaubst du, was sie machen, wenn hier drin alle stockbetrunken sind und schnarchen?“

„Sie saufen den Rest. Es wird wahrscheinlich nicht jeden Tag so großzügige Geschenke geben.“

„Und danach? Wenn sie die Reste ausgesoffen haben?“

„Dann kommen sie zu uns in die Scheune und singen uns ein betrunkenes Wiegenlied und dann fallen sie selbst ins Heu und bis zum Tagesanbruch herrscht Frieden unter diesem Dach. Damit kenne ich mich aus. Ein Stall ist ein guter Ort.“

„Du bist und bleibst ein Schweinehirt, auch wenn du dich jetzt anschickst, auf der anderen Seite des Meeres Pestbeulen zwischen den Beinen zu züchten oder auf dem Schlachtfeld zu verenden.“

„Und du? Wirst du morgen die Tür aufstoßen und in das Sonnenlicht hinaus spazieren?“

„Ich werde jetzt keinen Tropfen trinken. Wenn sie dann alle schlafen, ziehe ich ein paar Nägel aus den Brettern und breche aus.“

„Und wie ziehst du sie heraus? Mit deinen Krallen oder mit den Zähnen?“

Der Gastwirt zeigte auf seine Frau. Sie schlug ihr Wolltuch zur Seite und zeigte Ando ein breites Küchenmesser. Niemand hatte sie durchsucht. Sie hatte das Messer die ganze Zeit an ihrer Brust gewärmt, ohne dass irgendjemand auch nur Verdacht schöpfen konnte, weil sie so jämmerliche Tränen vergoss und traurige Lieder brummte. Das Messer war ein durchaus brauchbares Werkzeug.

Ando sah sich misstrauisch um. Über solche Dinge sprach man nicht, wenn Tiere und Menschen daneben standen und alles hörten. Aber keiner schenkte ihnen und ihren Plänen Aufmerksamkeit. Die Schnapsbecher waren interessanter als das unfreundliche Gemurmel in einer hinteren Ecke. Die Kühe glotzten, die Männer waren damit beschäftigt, sich möglichst rasch zu betrinken. Ando hockte sich ins Heu und begann zu warten. Zu dritt dachten sie sich ein Spiel aus. Sie wetteten auf Goldstücke, die sie nach ihrem Ausbruch auf der Landstraße erbeuten wollten. Wer den kürzesten Strohalm zog, schuldete den anderen beiden einen Taler. Der Gastwirt konnte rechnen. Er ritzte den Spielstand in den angetrockneten Mist auf dem Scheunenboden. Die Schafe blökten und zählten mit. Der friedfertige Lärm der Betrunkenen ließ allmählich nach. Ando tastete nach dem echten Gold der Zauberfrau, die er betrogen hatte. Er trug es immer noch bei sich. Bisher hatte es niemand entdeckt.

Sie hörten die Schläge der Kirchturmuhren aus der nahe gelegenen Stadt. Kurz nach Mitternacht verwirklichten sie ihren Plan. Das Herauslösen der Nägel bereitete keine Probleme. Sie lösten sich ab, so kamen sie schneller voran. Die Wirtin besaß nicht weniger Kraft als die Männer, sie arbeitete geräuschlos und geschickt. Als sie draußen im Nachtwind standen, hörten sie zum ersten Mal das Meer. Die Menschen um sie herum waren verstummt, sogar die Hunde schliefen. Der Wind hatte

den Regen vertrieben, der klare Nachthimmel leuchtete im Schein unzähliger Sterne. Obwohl die Vernunft dagegen sprach, gingen sie gemeinsam dem donnernden Geräusch entgegen, das sie mit einer unbegreiflichen Gewalt zum Strand zog. Hinter den Dünen legten sie sich in den feuchten, mit Muscheln durchsetzten Sand. Trotz ihrer Müdigkeit widerstanden sie der Versuchung, zwischen dem mageren, messerscharfen Gras in einen Erschöpfungsschlaf zu fallen. Unten lagen große Fischerboote in einer langen Reihe vor der Böschung, die sanft in die Dünen übergang und zu flach war, um die salzigen Böen auf ihrer Reise in das Innere des Landes zu bremsen. Weiter draußen sah man im Zwielflicht des klaren Mondes große Schatten, auf denen vereinzelt Feuer brannten. Von dort kam der Klang einer tiefen, misstönenden Glocke. Doch nichts davon machte einen stärkeren Eindruck als die Wellen. Sie rasten unablässig heran, zerbrachen im Schaum an den vorgelagerten Felsenstücken, dann kehrten sie rauschend zurück. Jedes Mal hinterließen sie einen neuen Saum aus angeschwemmtem Unrat: Lumpen, Bretter, einen toten Vogel.

Ando versuchte, die Boote zu zählen. Es waren unendlich viele. Es waren mehr, als er je an Schweinen gehütet hatte. Das machte ihn ratlos: „Wozu haben die hier ein ganzes Dorf aus Schiffen? Ist das für die Überfahrt? Haben sie so eine riesige Herde zusammengetrieben?“

Die Wirtin lachte leise: „Damit kommen sie niemals auf die andere Seite. Wenn sie damit losfahren, landen sie unten bei den Fischen. Das werden fette Fische, die auf dem Markt den Preis verderben.“

Ihr Mann war unruhig. Ihm behagte weder die Ansammlung von Booten, noch der Schatten der großen Segler draußen auf dem Meer: „Fische mit Leichen im Bauch oder Leichen mit Fisch im Bauch, das ist beides gleichermaßen grässlich. Die Boote brauchen sie bei der Einschiffung zum Rudern. Sie laden uns aus den Ruderbooten in die großen Säрге, dann schwimmen sie ein Stück, dann gibt es ein Festmahl für die Ungeheuer unter Wasser. Warum liegen wir nicht in unserem Bett? Vielleicht liegen wir im Bett und das alles hier ist ein übler Traum vom übermäßigen Fressen.“

„Ich glaube nicht, dass du so etwas träumst, auch wenn du den halben Keller leer frisst. Du hast es ja schon probiert. Oder wer hat den Weihnachtsschinken angeschnitten und das Branntweinfass mit Wasser aufgefüllt? Hast du da von fremdem Geld geträumt und von fremden Frauen oder von solchen Schiffen?“

Ando bewarf sie beide mit nassem Sand: „Seid still oder ihr weckt die Hunde. Wollt ihr das? Dann gehen wir lieber freiwillig zurück und haben morgen keinen Reißzahn im Hintern. Wenn ihr wollt, dann schlaft. Ich bleibe wach und wecke euch, wenn sich etwas ändert.“

„Wir müssen weiter. Wir können später schlafen. Wenn wir jetzt verschwinden, haben sie später während der Einschiffung keine Zeit zum Suchen.“

„Dann los. Worauf warten wir noch? Die Hunde schlafen niemals besonders tief.“

Ando lief los, die Gastwirtin folgte. Ihr Mann stand auf, dann sackte er wieder zusammen. Er kroch auf vier Füßen über die Düne, zog sich an einer Krüppelkiefer in die Höhe, fand jedoch keinen Halt in seinen Knochen: „Irgendetwas ist schlecht. Sie haben mich zu heftig verprügelt. Ich habe ein Loch im Rücken.“

Die Frau kehrte um und zerrte an seinem Hemd: „Warum jetzt? Du bist doch bis hierher gelaufen. Sieh sie dir an, die schwimmenden Särge. Wenn du nicht aufstehst, wirst du dort beerdigt. Glaub nicht, dass ich dabei bin und um dich weine. Ich gehe fort. Ich lasse dich hier allein. Das war sowieso schon längere Zeit mein Wunsch.“

Ando überließ sie ihrem Streit. Er wanderte zurück, bis das Meer in seinem Rücken nur noch ein fernes Raunen war, das man überhaupt nur wahrnahm, wenn man wusste, dass es weit hinten in der Ferne existierte. Er folgte einer krummen Straße, die sich durch die sandigen Hügel hindurch wand. Als die Dämmerung anbrach, versank die Landschaft im Nebel. Durch den Nebel hindurch hörte Ando den schon bekannten Schlag von Trommeln. Diesmal war es jedoch nicht der verspielte Klang von einem freundlichen Tanzlied, es war eher wie das Geräusch einer riesenhaften Ochsenpeitsche, die auf hunderte Ochsenrücken einschlug. Es blieb unerkennbar, was dort aus dem halben Licht herankam. Es schien sich über den Horizont auszudehnen. Soweit Ando erkennen konnte, waren die Hügel nur mit Gras bewachsen, es gab so gut wie keine Bäume. Vor ihm wuchs eine hohe Kiefer. Er sah gefiederte Bewohner zwischen ihren Zweigen, Krähen und kleine Vögel, die aufgeregt umher flatterten. Es war, als würden sie ihn rufen. Du bist Arnthor, du kannst in die Höhe fliegen. Du gehörst zu uns. Komm zu uns auf den Baum der Vögel. Hier bist du in Sicherheit.

Ando war schnell. Es machte nicht einmal Mühe. Die Krähen wurden lauter, die kleineren Vögel erhoben sich und flogen als Schwarm mit dem Wind davon. Das Ungeheuer, das aus dem Zwielflicht näherkam, erwies sich als ein tausendfüßiger Wurm aus Pferden, Wagen und Männern. Die Trommeln übertönten jedes andere Geräusch. Die Wagen transportierten Fässer und Waffen, vor allem Musketen, aber auch Spieße. Die Männer wirkten müde, sie trugen abgerissene Bauernkleidung. Nur einige von ihnen sahen besser aus, ihre Stiefel reichten bis über die Knie. Sie besaßen Waffengehänge und Degen, oft sogar Pistolen. Sie umkreisten die abgerissenen Bauern wie scharfe Hirtenhunde, es fehlte nur das Gebell. Von oben sah Ando die Federn an ihren Hüten: Habichtfedern, Adlerfedern. Es ärgerte ihn, obwohl er nicht verstand, weshalb. Dort unten marschierten die aufgehobenen Bauernknechte, fast wäre er selbst dabei gewesen. Das war tatsächlich Furcht erregend. Doch ihn beunruhigten die Federn an den breiten Hüten der herausgeputzten Offiziere weit mehr,

als die marschierende Kolonne der jungen Männer, zu denen er nach dem seltsamen Recht des Königs eigentlich selbst gehörte.

Ando umarmte den Stamm der Kiefer. Sie roch nach Harz, das war angenehm. Zunächst versuchte er wenigstens die Wagen mit den Waffen zu zählen. Sie kamen jedoch in einer endlosen Kette, niemand konnte eine solche Menge im Kopf erfassen. Der Baum verbarg ihn hinter seinen Zweigen. Die kleinen Vögel kehrten zurück, ihr sorgloses Geschwätz direkt neben seinen Ohren war ebenso laut wie der vorüberziehende Trommelwirbel und die Tritte der neuen Soldaten des Königs. Vielleicht hatte er sich tatsächlich in einen Vogel verwandelt? Es war ein angenehmes Leben. Er spürte weder den Wind, noch Kälte. Der Baum schützte ihn vor Regen. Er hatte nicht einmal Hunger. Der angsterregende Heereszug unter seinen Füßen wirkte wie ein Wirklichkeit gewordenes Märchen. Es könnten ebenso gut die Trolle oder die Waldgespenster aus ihren Höhlen kriechen, er würde sich genauso wenig vor ihnen fürchten.

Dann verließ ihn das Glück. Ando hatte die Hunde vergessen. Da man sie in dem allgemeinen Lärm nicht hörte, hatte er aufgehört, an sie zu denken. Die Hunde fanden ihn, denn er stank mindestens ebenso so stark wie die Männer vor seinem Baum. Für die Hunde kam der Gestank aus der falschen Richtung. Wahrscheinlich hatten die Offiziere die Hunde überhaupt nur mitgenommen, um wegelaufene Rekruten aufzuspüren und einzufangen. Mehrere Hunde umsprangen den Baum. Sie kläfften, bis ihre Augen aus den Höhlen traten. Einer raste zwischen dem Baum und der Marschkolonne hin und her. Schließlich verstanden die Offiziere, dass es oben in den Zweigen etwas gab, wofür sie sich interessieren sollten. Zwei von ihnen betrachteten den Baum. Sie langweilten sich auf dem langen Weg. Die Entdeckung der Hunde versprach Spaß und Unterhaltung. Auf ihren Ruf hin erschien der Zimmermann mit seiner Axt. Da dachte Ando an die Vögel und sprang vom Baum.

Er landete erstaunlich sicher auf seinen Füßen. Die Offiziere starrten ihn an, die Hunde knurrten. Der Zimmermann warf die Axt über die Schulter und kehrte zu den Wagen zurück. Der lange Zug der Rekruten war kurz ins Stocken geraten. Dann ertönte wütendes Geschrei, der Wurm kroch weiter. Einer der Offiziere war sehr jung, nicht viel älter als Ando selbst. Er trug einen langen Schnauzbart, den er zwischen seinen Fingern drehte. Dabei neigte er spöttisch den Kopf. Er sprach mit einer hohen, sanften Stimme, als würde er ein störrisches Tier erziehen: „Was für eine Überraschung. Was macht ein Bauerntölpel wie du auf diesem Baum? Hast du da oben dein Nest? Ist das der Grund, warum du auf keiner Liste stehst und unsichtbar für unseren Herrn König herumziehst?“ „Ich habe Vogelnester gesucht. Ich habe Hunger. Ich wollte Eier stehlen.“

„Warum bist du nicht ausgehoben? Kerle wie du fressen in diesem Sommer keine angebrüteten Kräheneier, sondern die Suppe des Königs.“

„Ich habe mich frei gewürfelt. Ich hatte einen guten Tag. Ich hatte Glück.“

„Bei diesem Spiel haben solche Bettelgestalten wie du kein Glück. Sie haben niemals Glück. Höchstens in der Armee des Königs. Das weißt du genauso gut wie ich. Du bist ein Lügner. Vielleicht bist du ein Spion. Vielleicht sollten wir dich hängen.“

„Ich bin kein Spion. Ich kann weder schreiben, noch zählen. Ich habe versucht, eure Wagen zu zählen. Ich habe es nicht geschafft. Es sind zu viele.“

„In Wirklichkeit sind es leider viel zu wenig. Zu wenig Ausrüstung und zu wenig Proviant. Das wirst du schon noch merken. Für die Lüge bekommst du zehn Schläge mit der Peitsche. Wir wollen dich mitnehmen, nicht zum Krüppel machen. Das ist die Sorte Glück, die dir heute zustößt.“

Vielleicht war es unhöflich, aber Ando vergaß, den Herren Offizieren für das großzügig gewährte Glück zu danken. Der ältere Offizier verlor das Interesse. Die marschierende Schlange verschluckte die vornehme Gestalt, wahrscheinlich suchte er in ihrem Inneren nach neuen Opfern. Der mit dem Bart ließ Ando die Jacke wegnehmen. Sie banden seine Hände zusammen, sodass er den Stamm der Kiefer umarmen musste. Sie rissen sein Hemd auseinander, dann schlugen sie ihn. Er bekam alles mit. Es war furchtbar, aber es war nicht tödlich. Er wurde zu den Wagen getragen und zwischen Säcken und Fässern abgelegt. Der Wagen ratterte über die Steine, jeder Ruck verstärkte die Schmerzen. Nach einer Weile kam ein glatzköpfiger Dickwanst mit einer Flasche. Er goss den Inhalt über Andos Rücken, es stank erbärmlich und brannte. Dann bekam Ando Wasser und einen dunkelbraunen Sud. Das Schlucken fiel ihm schwer. Der Himmel drehte sich, den Rest der Reise erlebte er nur als ausgewaschenen Alptraum.

Der glatzköpfige Feldscher verstand sein Handwerk. Bereits am folgenden Tag war Ando wieder in der Lage herumzulaufen. Noch ließen sie ihn in Ruhe, er musste den Köchen helfen. Darüber war er froh, denn schon das Anheben eines Wassereimers ließ ihn mit zusammengebissenen Zähnen schwitzen. Ein wenig hatte er gehofft, den Gastwirt irgendwo zwischen den abgestellten Wagen zu entdecken, doch der war entweder entkommen oder sie hatten ihn mitsamt seiner Frau eingesperrt. Es wäre gut, in die Stadt zu gehen, aber dazu wurden sie zu gut bewacht. Die ganze Zeit über hörte man das Getöse der Wellen. Es hieß, das Meer sei aufgebracht, weil ein unerkannter Zauberer den alten Göttern geopfert hatte. Der christliche Himmelskönig duldete keinen Nebenbuhler. Er strafte das Heer mit Unwetter und mit Sturm, bis sie ihn mit Gebeten besänftigt hatten. Die Unholde mussten sie vorher finden und bestrafen. Sonst würden sie ewig festliegen, ohne Hoffnung auf



Einschiffung oder Überfahrt. Ando dachte sich, dass es immer noch besser war, sich am Strand unter den Wagen zu verkriechen, als draußen auf dem offenen Meer zu kentern. Er empfand uneingeschränkte Dankbarkeit gegenüber dem tosenden Meer und den unbekanntem Zauberern. Er hoffte, dass sie ihr Werk noch möglichst lange ungestört fortsetzen konnten, damit er selbst sicher an Land blieb. Seine Wünsche deckten sich mit den Gefühlen der Pferde, der in den Käfigen zusammengepferchten Hühner und der Schweine, die den Lagerboden nach Unrat durchwühlten.

Am späten Nachmittag erschien eine seltsame Abordnung aus der Stadt. Zwei Herren in reich gearbeiteter Kleidung betraten den Zwischenraum zwischen den Wagen. Einige Männer der Stadtwache begleiteten sie, darunter einer, der seinen Hut so tief über die Augen gezogen hatte, dass man das Gesicht darunter nicht mehr wahrnahm. Die anderen hielten Abstand, als wäre er besonders vornehm oder krank. Da sein Mantel keineswegs prächtig wirkte, gab es in seinem Haus vermutlich eine Seuche, vor deren Ausdünstung die übrigen Stadtleute zurückwichen, um das Unheil nicht auf sich selbst herabzuziehen. Der Mann mit dem heruntergezogenen Hut hinkte. Er besaß nur einen Fuß, das andere Bein endete in einem Holzstück. Sineinetwegen gingen die anderen besonders langsam. Dennoch blieb er zurück. Während sie warten mussten, ließen die vornehmen Herren ihre Blicke über die neu rekrutierte Armee des Königs schweifen. Es entstand der Eindruck, dass sie jemanden suchten. Niemand wollte gefunden werden.

Die Abordnung wurde in der Mitte des Lagers von den Offizieren empfangen. Aus der Feldküche brachte man ihnen einen gebratenen Hasen und Wein. Sie sprachen lange miteinander und nicht immer freundlich. Die Stadtwache und der Mann mit dem Hut mussten an der Seite stehen und geduldig warten. Mit einem Holzbein machte das Schwierigkeiten. Es gab keinen Stuhl und so begann der Besucher aus der Stadt zwischen den Wagen hin und herzuhinken. Er fand den Weg zur Küche. Dort sah er zu, wie Ando und die anderen Zwiebeln und Rüben hackten. Ando schnitt Heringe auf und nahm sie aus. Die Hunde stritten sich knurrend um den Abfall. Jemand feuerte eine Muskete ab, jaulend rannte die Hundemeute auseinander. Der Schütze hatte jedoch getroffen. Am Boden wälzte sich ein schlammbedeckter Haufen Fell in einer rotgefärbten Pfütze. Die Kugel hatte das Tier von hinten durchbohrt, der Bauch war ein blutiges Loch. Ando stellte die Fische zur Seite, dann stand er auf und durchtrennte dem Hund die Kehle. Das Fischmesser war scharf, es dauerte nur einen Augenblick. Ando hatte Übung, so machte er es zu Hause mit den Schweinen. Er stieß das Messer in den Boden, um es zu reinigen. Er hätte es lieber abgewaschen, Hundeblood war schmutzig. Aber das Wasserfass stand dort, wo die Herren miteinander sprachen. Er würde das Hundeblood mit Fischblood entfernen. In der Suppe würde es niemand schmecken. Er beeilte sich, denn vor ihm lagen

noch endlos viele Fische in der offenen Tonne, die er bis zum Abend schaffen musste.

Er wurde jedoch unterbrochen. Der fremde Beobachter näherte sich auf seinem künstlichen Bein. Mit dem Holzfuß wendete er den toten Hund und besah sich den Schnitt, mit dem Ando das Tier getötet hatte. Er sah dabei zu, wie Ando die Fische aufschnitt. Ando wurde unruhig, er mochte es nicht, wenn man ihn in dieser Art abschätzte, ohne mit ihm zu sprechen: „Was erscheint Euch so interessant, dass Ihr das Weitergehen vergesst? Rüben, Zwiebeln, Fische. Habt Ihr Appetit auf die königliche Suppe?“

„Nicht unbedingt. Obwohl es Schlimmeres gibt, und eure Armee wird mit Sicherheit ebenfalls noch schlimmere Dinge essen. So einen Hund werdet ihr in Zukunft häuten und mit Freude kochen. Später werdet ihr sogar sein Fell zerkauen, ohne jede Mühsal einer Küche.“

„Das ist sehr freundlich von Euch, dass Ihr unseren Mut stärkt. Wir bedanken uns. Ihr könnt sicher sein, dass wir Euren Rat verstanden haben und ihn gern befolgen. Wir werden die königliche Armee bei der nächsten Gelegenheit verlassen. Im Augenblick ist das leider schwierig.“

„Ich glaube, ich hätte da einen Vorschlag. Du hast eine sichere Hand mit dem Messer.“

„Ich schneide Fische. Seht euch die anderen an. Sie hacken Zwiebeln, das ist schwieriger und sie machen es besser als ich. Ich habe gerade eine Sonderbehandlung bekommen. Für mich ist das vorerst genug.“ Der Mann klopfte mit seinem Holzbein gegen das offene Fischfass:

„Du schneidest die Fische, weil du sie schneiden musst. Aber du zeigst Barmherzigkeit. Du hast den Hund aus Barmherzigkeit getötet. Das ist es, was ich suche. Ich suche Hände, die ihre Arbeit beherrschen und dennoch das Mitleid kennen.“

„Mitleid beim Fische schneiden. Ich beherrsche kein Handwerk. Ich war Schweinehirt und der Gehilfe des Totengräbers. Meine Hände sind unrein. Sie stinken nach Totenknochen und Fisch.“

„Das spielt bei dem, was ich dir anbieten möchte, keine Rolle. Wichtig ist, dass du die Sanftheit kennst und bereit bist zu lernen. Unreine Hände haben viele von uns. Meine sind ebenfalls unrein.“

Ando sah auf: „Ihr geht auf einem Holzfuß und Eure Hände sind unrein? Unser Pfarrer hätte gedacht, Ihr seid der Teufel. Ist es so? Wollt Ihr sagen, Ihr seid der geschwänzte Böse?“

„Manche denken das. Aber es ist falsch.“

„Und was seid Ihr dann? Seid Ihr der Totengräber? Wollt Ihr uns rechtzeitig vermessen, damit der König genügend passende Särge auf seine Schiffe schleppen lässt?“

„Ich bin der Henker.“

Ando wich einen Schritt zurück: „Dann seid Ihr wirklich mit dem Teufel verwandt. Ihr trefft ihn am Tag irgendwo in einem finsternen Verlies und spielt am Abend mit seinen Gesellen Karten.“

„Da hast du nicht ganz unrecht. Tatsächlich spiele ich mit den Spießgesellen des Teufels hin und

wieder Karten und manchmal gewinnen sie und manchmal gewinne ich. So vertreiben wir uns die gemeinsame Zeit im Stockhaus und im Kerker. Im Tageslicht hänge ich sie dann sachgerecht an den Galgen oder schneide ihnen den Hals durch.“

„Das ist eine grauenhafte Arbeit. Sie dient den bösen Kräften und gefällt dem Teufel.“

„Meine Arbeit gehört zu Gottes Plan, ebenso wie der Krieg des Königs. Beide bringen des öfteren den Tod. Der Tod ist von Gott in unsere sündige Welt gegeben.“

„Warum erzählt Ihr mir solche Dinge? Ich bin kein Pfarrer. Ich war Schweinehirt. Jetzt bin ich der Küchenknecht, der den stinkenden Hering ausnimmt.“

„Ich brauche einen Gehilfen. Mein letzter Knecht ist an der Pest gestorben.“

„Und das fällt Euch gerade heute ein, wo der König alle Halsabschneider und Landstreicher einsammelt, um sie auf der anderen Seite des Meeres an die wilden Tiere und den Papst zu verfüttern? Woher wollt Ihr denn die Arbeit nehmen, wenn keiner von ihnen hier bleibt?“

Der Mann mit dem Holzbein lehnte sich gegen das Fass mit den Fischen:

„Wir hatten längere Zeit keine Arbeit. Das Land war ruhig. Die Kriege haben die Menschen erschöpft. Aber jetzt gibt es wieder etwas zu tun und das kann ich nicht allein vollenden. Deshalb suche ich. Ich denke, ich habe dich gefunden.“

Ando erschrak. Er sah auf seine Hände: Er hatte einen Schädel gestohlen. Er hatte das Hexengold genommen, ohne es wirklich zu verdienen. Jetzt hatte er einen Hund geschlachtet. Das genügte, dafür fand ihn der Henker. Zum Weglaufen war es zu spät. Aus dem Nichts heraus waren die Stadtwächter aufgetaucht. Sie trennten ihn von den anderen Küchenknechten, die hinter einer Reihe aus Speießen unsichtbar wurden. Ando hörte, dass sie murrten. Es nützte jedoch nichts, niemand fragte sie. Sie wurden fortgeschoben und Ando blieb allein. Der Henker nahm ihm das Messer aus der Hand. Er legte es oben auf dem Fass sorgsam auf die Kante: „Ein gutes Messer verlangt Respekt. Ein Schwert ist auch nichts anderes als die Vollendung eines guten Messers.“

Ando versuchte, sich in ein Holzstück zu verwandeln: „Ich bleibe hier. Sie haben mich gerade dafür bestraft, dass ich allein unterwegs war. Wenn sie das wiederholen, liege ich genauso im Dreck wie der abgeschossene Hund. Der König hält mich für sein Eigentum. Ihr seid mir völlig fremd.“

„Die Stadt gibt dem König Proviant. Der König braucht unsere Seeleute für die Überfahrt. Du bist etwas, das wir uns vom König erbitten werden. Er wird uns diese Bitte gewähren.“

„Ihr seht nicht so aus, als würde der König mit euch reden. Der König ist vornehm. Die Herren Offiziere sind sehr vornehm. Ihr seid nicht vornehm, Ihr seid der Henker.“

„Das ist es, was einen Henker ausmacht. Er spricht mit dem Landstreicher, und er spricht mit dem König. Meistens sind diese Gespräche wichtig, denn es sind die letzten Worte auf dieser Welt.“

„Ich will nicht. Ich will nicht mitkommen und ich will nicht mit Euch sprechen.“

„Das sagt jeder zu mir, den ich einlade, mir zu folgen. Das sagt man gewöhnlich zu einem Henker.“

„Hier sind hunderte Männer. Seht sie euch an. Ihr findet viele, die besser Köpfe abschneiden können als ich.“ Der Henker gab den Stadtwächtern einen Wink:

„Aber sie machen das ohne Mitleid. Ich werde keineswegs suchen. Ich habe dich und das passt.“

Die Wächter nahmen Ando in ihre Mitte. Wenn er es darauf angelegt hätte, hätten sie ihn auch in die Stadt getragen, also lief er lieber von selbst. Als sie an den Offizieren vorübergingen, stellte Ando fest, dass niemand lachte. Niemand zwirbelte seinen Bart oder kratzte sich unter der Schärpe. Einer schlug das Kreuz. Das war das Privileg des Henkers. Er erregte Furcht. Ando hatte den Eindruck, dass die Offiziere an Macht verloren, während der Henker trotz des hinkenden Holzbeins stärker wurde und verlangen konnte, was ihm gefiel. So, wie sie ihm nachsahen, konnte man ihn fast beneiden. Der Henker schlug Ando einen Teil seiner finsternen Gewalt wie einen unsichtbaren Mantel um die Schultern. Er hing Ando schwer auf dem blutig geprägten Rücken, doch er bot Schutz gegen böse Blicke und die Herrschsucht des Königs und seine besinnungslose Macht.

Die Stadt war regennass, aber unerwartet bunt. Die Menschen wichen aus, doch Ando sah eine Vielfalt an Schmuck und Kleidung wie nie zuvor. Die Stadtschweine spazierten sorglos durch die Abfallhaufen hinter dem Markt. Sie waren die einzigen, die gegenüber dem Henker weder Scheu noch Respekt kannten. Stur blieben sie in der Straßenmitte, bis die Stadtwache mit dem Spieß auf sie einstach. Niemand grüßte den Henker. Er selbst beachtete weder die Stadtbewohner, noch die Schweine. Dort, wo er um die Ecke bog, verstummten die Gespräche. Sie verwandelten sich in eine Wolke aus geflüsterten Beschwörungsformeln und unverständlichem Geraune. Sobald der kurze Zug aus Stadtwache und Henker weit genug entfernt war, entstand ein allgemeiner Lärm, der sich wie ein krummer Wurm den gesamten Weg entlang zwischen den Mauern hinzog. Zumindest in dieser Stadt würde Ando niemals in der Lage sein, unerkannt ein Brot zu stehlen oder auch nur im Mist zu graben. Selbst wenn er dem Henker entkam, würden die Bürger ihn im selben Augenblick ergreifen und zurückbringen. Also lief er lieber unterwürfig zwischen seinen Wächtern.

Das Stadtgefängnis befand sich unter dem Rathaus in der Mitte der Stadt. Vor dem Eingang entzündete einer der Wächter eine Fackel, die gemauerte Kellertreppe war ausgetreten und finster. Der Henker schob Ando durch eine Eisentür, die er mit einem langen Schlüssel aufschloss, der über einen doppelten Bart verfügte. Von den Wänden tropfte Wasser. Der Hauptgang erweiterte sich zu einer unterirdischen, kreisrunden Halle, von der aus man in mehrere Schächte blicken konnte, deren

Enden in der Dunkelheit verborgen lagen. In der Halle stand ein Holztisch mit drei Stühlen. Der Henker ließ sich nieder, legte sein Holzbein ab und zeigte auf den dritten Stuhl, der frei blieb: „Setz dich. Dieser Platz ist für dich. Wir besitzen drei Stühle: einen für mich, einen für meinen Gehilfen und einen für unseren Gast. Dem Gast fehlt es oft an der Gesundheit und an der Kraft zum Stehen.“

Ando sah, wie das abgewetzte Holz im Schein der Fackel glänzte. Es gab mehrere dunkle Stellen, in seiner Phantasie hatten sie eindeutig die Farbe von angetrocknetem Blut. Auf keinen Fall wollte er einen dieser Stühle berühren. Eher hätte er zum Schlafen einen der Säрге auf dem Friedhof gewählt, die waren ihm wenigstens einigermaßen vertraut: „Ich danke Euch. Meiner Gesundheit fehlt es an gar nichts. Mir geht es gut. Ich kann mir gut im Stehen anhören, für welche Art von Arbeit Ihr mich geholt habt.“ Der Henker griff nach dem großen Tonkrug, der auf dem Tisch stand. Er trank:

„Graut dir etwa vor dem unschuldigen Holz?“ Er goss Wasser über den Stuhl und wischte ihn ab:

„Diese Stühle sind das Gesellenstück von eines Schreiners, der später selbst darauf Platz nahm. Er hat seinen Meister ermordet. Der Meister war ein schlechter Mensch. Die Stühle sind gute Arbeit.“

„Habt Ihr ihn getötet?“

„Er ist erfroren. Ich war krank. Es war Winter und niemand hat sich um ihn gekümmert.“

„Habt Ihr jemals einen von Euren Gästen gesund nach Hause geschickt?“

„Wenige. Das bringt meine Arbeit mit sich. Vielleicht werde ich dich nach Hause schicken, wenn du so etwas hast wie ein zu Hause. Wenn ich mit dir zufrieden bin. Sonst bekommt dich der König zurück.“ Er reichte Ando den Krug. Es war kein Wasser, es war ein heller Wein. Ando wollte nicht: „Am besten, Ihr zeigt mir, was ich tun soll. Dann bin ich schneller fertig. Ich möchte zurück nach oben auf die Straße. Mir fehlen die Luft und das Tageslicht.“

Der Henker lachte: „Das denkt jeder, der hier unten ankommt.“ Er setzte das Holzbein auf den Boden und erhob sich: „Aber gut. Wenn du es nicht erwarten kannst, dann können wir auch sofort beginnen. Ein Schluck Wein hätte dir gut getan. Aber wie du willst. Komm mit.“

Die Männer der Stadtwache standen mit einer unbegreiflichen Trägheit immer noch eng zusammengerückt im Lichtkreis der Fackel. Als der Henker die Fackel aus der Halterung nahm, folgten sie ihm durch den Gang, als würden sie sich wie Kleinkinder vor der Finsternis fürchten. Der Henker öffnete eine weitere Tür. Das Zimmer dahinter war in einem guten Zustand. Die Wände sahen frisch verputzt aus, den Boden bedeckte ein Belag aus glatt gehobelten Brettern. In der Ecke stand ein schmiedeeiserner Feuerkorb vor einem Stapel Brennholz. Von weit oben fiel ein wenig Licht auf ein leeres Schreibpult. Eine Bank war mit einem Teppich bedeckt, neben der Tür lehnte ein Besen. Der Henker zeigte auf ein leeres Holzfass: „Damit beginnst du. Wir besitzen hier unten einen Brunnen.

Dort findest du einen Eimer. Du lässt ihn an der Kette in Brunnen und füllst das Fass. Du musst warten, bis sich deine Augen an das Halbdunkel gewöhnen. Licht ist teuer. Unsere Gäste bezahlen nicht. Wir müssen sparen.“

Ando nahm seinen Mut zusammen und ließ die Augen wandern. Er hörte die Männer von der Wache atmen. Es war sehr still. An der Wand hingen ordentlich aufgereiht unterschiedliche Instrumente an ihren eisernen Haken. Neben Ketten und Riemen in verschiedener Schwere und Länge gab es einige Dinge, deren Zweck vollkommen unbegreiflich bleiben musste, solange man sie nicht kannte. Bei den anderen verstand man eher, wozu sie dienten. Je länger man sie ansah, desto heftiger erwachte die Angst. Manche von ihnen erinnerten an das Innenleben einer Turmuhr. Ando hatte einmal den Kirchturm besteigen müssen, weil die Tauben die Metallräder der großen Maschine mit ihren Nestern und ihrem Schmutz zum Stehen brachten. Damals hatte er in einer Wolke aus Federn und Kot wie ein Marder gewütet. Hier gab es eine Vielfalt geschmiedeter und gegossener Teile, die durch Hebel und Schrauben miteinander verbunden wurden. Manche waren eher einfach und ließen eine menschliche Körperform erahnen, andere wirkten wie gelehrte Apparate, die jemand wie Ando höchstens einmal heimlich in einem fremden Buch gesehen hatte. Alle zeugten von der abstoßenden Erfindungskunst bössartiger Meister in der Kunst der eingehenden Prüfung des menschlichen Körpers.

Wie zum Beweis befreite der Henker eines seiner Instrumente von einem der oberen Haken an der Wand. Es lag stolz auf dem Lederhandschuh, mit dem er seine Finger schützte. Es war nicht übermäßig groß, bestand aus zwei polierten Eisenschienen und wurde über ein doppeltes Schraubgewinde bewegt. Es klapperte gehässig, als der Henker die Schrauben löste. Er benutzte dazu eine kleine, rund geschmiedete Kurbel. Er löste die obere Schiene und jetzt konnte man erkennen, dass sie auf der Unterseite Zähne besaß. Der Henker schob Ando bis zum Tisch, setzte sich und gab Ando das eiserne Raubtiergebiss in die Hand. Es war erstaunlich schwer. Der Henker reichte Ando die Kurbel, die untere Hälfte der Vorrichtung legte er auf der Tischplatte ab. Dann zog er den Handschuh von den Fingern und spreizte die Hand, sodass jeder Finger in eine der zehn Vertiefungen passte, über die das Gerät verfügte. Während der ganzen Zeit überzog ein schadenfrohes Grinsen das Gesicht, von dem nur ein Streifen unter dem grauen Hutrand hervorsah: „Jetzt werde ich dich prüfen. Unsere Zuschauer können uns dabei helfen, herauszufinden, ob du dich für unser Handwerk eignest. Im Anschluss an die Probe werde ich sie befragen.“

Die Männer der Stadtwache scharrtten mit den Füßen. Sie stützten sich auf ihre Spieße. Einige drückten sich in die dunkle Ecke, wo niemand sah, wie sie sich auf die käsebleichen Lippen bissen.

Der Henker brummte höhnisch: „Hörst du, sie haben Angst. Sie bringen mir ihren Nachbarn, wenn der zu laut über ihr lahmes Pferd scherzt. Aber was ich dann hier unten mit dem Nachbarn mache, das lässt sie aus Furcht in ihre Hosen pissen. Sie sind große Hexenfänger, solange sie nicht erfahren müssen, wie ich in schönen Ehefrauen den Samen des Teufels finde, damit die Herren zufrieden in ihren Betten schlafen. Aber natürlich kann niemand von ihnen wissen, ob er nicht eines Tages doch noch selbst in meine Wirtschaft einzieht. Also wollen wir ihnen ein wenig zeigen, was hier unten passiert.“

Mit seiner freien Hand fasste er nach Ando und zog ihn zu sich herab: „Du setzt die beiden Teile des Apparates zusammen. Zuerst ziehst du Schraube auf der einen Seite soweit an, dass meine Hand unbeweglich feststeckt. Dann benutzt du die Kurbel. Für heute reicht es, wenn meine Finger an den Enden blau sind. Normalerweise machst du weiter, bis die Knochen brechen.“

Ando entdeckte auf der Hand des Henkers die Spuren von mehreren alten Narben: „Ihr wollt in vollem Ernst von mir verlangen, dass ich Euch mit diesem Teufelsgerät die Hand zerquetsche? Habt Ihr das früher auch von Euren Knechten gefordert?“

„Nicht sehr oft. Die meisten waren unbegabt. Ich habe die Maschine selbst entwickelt. Ich habe sie ausprobiert. Das siehst du an meinen Händen.“ Er stieß Ando mit dem Holzbein:

„Und jetzt fang an. Ich will wissen, was in dir steckt.“

Ando setzte zögernd die obere Schiene auf das Unterteil des Mechanismus: „Warum habt Ihr es nicht an euren Gefangenen ausprobiert? Für die habt ihr die Maschine doch gebaut?“

„Ehe ich so ein Instrument bei den Gästen benutze, muss ich wissen, dass es funktioniert. Stell dir vor, wir sind bei der Arbeit und die Kurbel bricht. Das ist einige Male passiert. Es hat mich sehr geärgert.“

Hinter dem Feuerkorb stand ein Spiegel. Es war kein richtiger Spiegel, er bestand weder aus Glas, noch besaß er einen Rahmen. Es war ein großes, poliertes Blech, in der Mitte ein wenig gebogen. Er zeigte die Beine der Wachen und etwas verzerrt, Ando selbst mit dem Henker am Tisch. Ando hatte sich bisher noch nicht oft gesehen. Der Pfarrer besaß einen Spiegel, doch davor hing die meiste Zeit ein Tuch. Wenn man sich selbst im Brunnen erblickte, stand das Bild nur selten still und das Licht spielte mit den Schatten, sodass man sich selbst kaum erkannte. Vor sehr langer Zeit hatte Ando einmal im Haus einer Frau in einen Spiegel geblickt. Er sah sich und konnte doch nicht begreifen, dass er das selbst war. Jetzt erging es ihm ebenso: Dort hockte ein junger Kerl am Tisch, ein verfilzter gelber Zopf hing ihm über den Rücken. Er hatte eine lange, leicht gekrümmte Nase. Er war nicht besonders groß und sah mager aus, und genauso hungrig, wie Ando tatsächlich war. Vor ihm saß der grinsende Henker mit der ausgestreckten Hand in dem widerwärtigen Apparat. Der Handschuh wur-

de im Spiegel unnatürlich vergrößert. Ando sah, wie ihm selbst der Schweiß in die Augen lief. Er fühlte es nicht, aber sein ganzer Körper wehrte sich gegen diese Aufgabe, die der irrsinnige Henker ausgebrütet hatte, um ihn zu prüfen. Er würde sie auf keinen Fall erfüllen. Er richtete sich auf, berührte den Arm, der immer noch auf dem Gerät lag und hob ihn ein wenig in die Höhe. Er nahm den Mechanismus vom Tisch, schraubte ihn zusammen, dann hängte er ihn zurück an die Wand. Die Kurbel bewegte sich wie von selbst, das Gewinde war eingeölt und rostfrei. Es war die Arbeit eines Meisters. Der Spiegel zeigte Ando, wie er blass und abgerissen an der Wand stand: hinter ihm die scheußlichen Instrumente, vor ihm der Haufen der gut genährten Wachen. Es war unvorstellbar, dass er noch vor wenigen Tagen in seinem Dorf mit den Schweinen geredet hatte und am Fluss unten Steine über das Wasser geworfen hatte. In Gedanken verfluchte er die Katze. Trotzdem konnte er seltsamerweise immer noch nicht bereuen, dass er sie nicht vergraben hatte.

Dann kamen die Wachen auf ihn zu und der Henker fesselte ihm die Hände: „Bist du dir sicher, dass du es wirklich so gewollt hast? Du kannst es dir immer noch überlegen. Ich habe noch etwas Zeit. Ich kann auf dich warten.“

Ando schluckte: „Vielleicht gebt Ihr mir jetzt ein wenig von Eurem Wein. Ich möchte zurück zum König. Ihr findet überall einen besseren Gehilfen als mich.“

Der Henker wiegte den Kopf: „Den Wein bekommst du. Ich habe ihn angeboten und ich ziehe meine Angebote nicht so schnell zurück. Aber ich möchte dich behalten. Wie ich dir bereits erzählt habe, gibt es hier unten Gäste. Ich denke, du solltest mit den Gästen beraten, ob du es dir nicht doch noch einmal überlegen möchtest. Ich gebe dir eine Nacht. Dann will ich eine Antwort.“

Er tätschelte Ando im Gesicht. Ando bog den Kopf so weit auf die Seite, dass er mit dem Kinn am gepanzerten Arm eines Stadtwächters ankam. Der stieß ihn zurück. Der Henker näherte sich Andos Ohr und flüsterte: „Du hast die Probe bestanden. Genauso habe ich es erwartet. Jetzt gehst du für eine Nacht in unser Verlies und triffst dort ein paar Freunde, die sich nach dir sehnen. Morgen reden wir weiter.“ Er gab den Wachen ein Zeichen: „Bringt ihn fort. Steckt ihn zu den anderen. Keine Ketten. Und nehmt den Wein mit, den hat er sich verdient. Und einer von euch bleibt hier. Ich habe keinen Gehilfen, deshalb brauche ich einen Wächter. Außerdem brauchen wir Holz. In der letzten Nacht soll niemand hier unten an der Kälte verenden.“

Das Verlies befand sich im letzten, lichtlosen Winkel des Ganges. Es war dunkel wie eine Gruft. Als die Tür geöffnet wurde, erkannte man nicht einmal einen Schatten, aber irgendetwas wirkte vertraut. Es war der Geruch. Wie ein eingefangenes Tier versuchte Ando mit der Nase zu verstehen, welche



Gefahr sich in der Finsternis verbarg. Es roch nicht nach Bedrohung. Es roch schlecht, aber der Gestank erinnerte Ando an eine gut bekannte Stimme und es war für ihn keine große Überraschung, als er jetzt tatsächlich den Gastwirt hörte: „Willkommen zurück in den sanften Armen des Königs. Wie ist das Wetter oben an der Luft? Regnet es auf das Pulver und den Proviant? Oder scheint dort sogar die Sonne?“

Der Gastwirt war immer noch unsichtbar, die Augen brauchten ihre Zeit, um sich an die Dunkelheit zu gewöhnen. Aber die anderen saßen schon lange genug in der Zelle, um in einer schattenhaften Bewegung eine sinnvolle Geste zu erkennen. Ando hob den Weinkrug: „Wie viele seid ihr? Er hat mir den Wein gegeben. Habt ihr Durst? Dann nehmt mir den Krug ab. Ich bin in der Finsternis blind wie ein Erdwurm und verschütte alles, wenn ich gegen die Mauer laufe.“

Es klirrte, jemand rasselte mit einer Kette: „Dann müssen wir warten, bis du etwas siehst. Der Hausherr befürchtet, dass wir hier unten Hexentänze aufführen. Er hat uns zur Sicherheit an der Wand befestigt. Es ist nicht gemütlich, aber es gibt uns das Recht auf Entgegenkommen und Bedienung.“

„Wer ist noch hier? Warum halten sie euch hier unten fest?“

„Hexerei, alte Götter, der übliche zusammengemischte Unsinn. Wenn die alten Götter auf mich hören würden, würde ich das ganze verfluchte Rathaus zum Einsturz bringen. Ich weiß nicht wozu, aber offensichtlich brauchen sie gerade jetzt für die Ratten in ihrer Stadt eine besondere Form von Unterhaltung.“

„Was für eine Unterhaltung?“

„Ein Hexenfeuer, du unverbesserlicher Dummkopf.“ Das war nicht mehr der Gastwirt, das war eine Frauenstimme. Ando fühlte, wie ein kleiner Birkenwald unter seinem Hemd emporwuchs. Der Schweiß lief ihm über die Stirn. Es war die Stimme der Friedhofshexe. Das Gold, das er immer noch auf der Haut trug, begann zu glühen und verbrannte ihm den Bauch. Er wich einen Schritt zurück, bis ihn die Eisentür mit ihrer Kälte zur Besinnung brachte:

„Warum hast du keinen anderen ausgewählt, wenn du wusstest, dass ich zu dumm bin. Ich habe dich nicht gerufen. Ich habe dich um nichts gebeten. Ich habe dich weggeschickt.“

„Und jetzt würdest du mich gewiss erneut zum Teufel schicken, wenn wir nicht bereits in die Hölle eingezogen wären und hier zu einem kleinen Trinkgelage zusammen gefunden hätten.“

Der Gastwirt meldete sich: „Kannst du immer noch nichts erkennen? Bring uns den Wein. Soweit wir wissen, wird uns die Zeit knapp. Morgen früh wollen sie auf dem Marktplatz vor dem Rathaus das Brennholz stapeln.“

Tatsächlich wurde die Dunkelheit inzwischen allmählich durchlässig. Ando erkannte den Gastwirt,

der breitbeinig auf einem Bündel Stroh saß. Er war an den Hand- und Fußknöcheln festgekettet. Neben ihm lag jemand zusammengerollt am Boden, offensichtlich ohne Fesseln. Die Hexe stand in der Ecke an der Wand. Sie trug einen eisernen Halsring, die Hände hatte sie frei. Sie bewegte die Arme und machte ihre unverständlichen Zeichen. Ando schämte sich, aber er wäre erleichtert gewesen, wenn sie die Hexe ebenfalls festgekettet hätten. Der Teufel wusste, welche Gespenster sie gerade herbeirief. Ando setzte die Füße vorsichtig auf den Boden. Die Steine gaben keinen Halt, alles war glatt. Er rutschte eher, als dass er lief. Endlich erreichte er den Gastwirt: „Hier, nimm. Wer ist das neben dir? Lebt er noch, oder ist er schon gestorben?“

Der Gastwirt langte nach dem Krug, dabei knirschte er mit den Zähnen: „Sie haben mir die Knochen bei ihrer unvernünftigen Fragerei über die Maßen auseinander gezogen und zerquetscht. Dieser Henker hatte einen widerwärtigen Gehilfen. Dem hat diese Art von Arbeit das Herz erwärmt. Jetzt ist es aus mit ihm, sein Herz ist so kalt wie eingefrorener Hühnerdreck. Er hat einen Tag lang Blut gekotzt, dann hat er dem Teufel in der Hölle die Hand geschüttelt. Hilf mir. Der Krug ist zu schwer. Meine Handgelenke sind seit der Streckbank nicht mehr zu gebrauchen.“

Ando hielt ihm den Weinkrug: „Mich haben sie auch verprügelt, bei den Soldaten, mit der Peitsche. Der Henker sagt, sein Gehilfe hatte die Pest.“

„Das kann er nennen, wie er will. Ich glaube, dass er seine Hand an eine Zauberin gelegt hat, mit der man nur unter Vorsicht verkehren sollte. Das hat sich ganz einfach gerächt.“

Ando hörte, wie die Friedhofshexe zischte. Er streckte die Hände aus und berührte die reglose Gestalt, die neben dem Wirt im Stroh lag. Er erntete ein tiefes Brummen. Sie lebte und Ando wusste jetzt auch, wer es war: „Du hast deine Frau dabei. Haben sie euch zusammen eingefangen oder bist du ihretwegen hier? Ist sie eine Hexe? Haben sie ihr die gleichen Fragen gestellt?“

„Sie hat beim ersten Anblick der Instrumente geweint. Aber dann hat sie standgehalten. Sie hat kein einziges Wort gesagt. Jetzt lassen sie sie in Ruhe. Sie müssen sie laufen lassen. Ich denke, sie haben sie so erschreckt, dass sie ihre Sprache verloren hat. Sie war eine kluge Frau.“

Als der Gastwirt getrunken hatte, spürte Ando eine Bewegung und dann dieselbe Art von Berührung, die er bereits von früher kannte. Eine feste, kalte Hand suchte auf seinem Bauch nach dem versteckten Gold. Als sie es gefunden hatte, fasste sie Ando am Rücken und zog ihn zu sich heran: „Was genau ist eigentlich passiert? Warum hast du dich meiner Anordnung widersetzt? Ohne dein Mitleid mit dem hoffnungslosen Tier würde keiner von uns in diesem Loch verfaulen. Jetzt passiert mit uns das, was mit diesem Katzenkadaver passieren sollte.“ Ando versuchte, sie loszuwerden, aber sie hielt ihn fest. Sie bohrte ihre Krallen in die unverheilten Narben auf seinem Rücken: „Du weißt es noch nicht, aber morgen kommt für dich der Höhepunkt und die Strafe. Das, was du bei

dem Tier nicht beenden konntest, musst du jetzt den Menschen antun. Was glaubst du, warum der Henker dich hergebracht hat?“

Ando schaffte es, sie zurück in ihre Ecke zu stoßen. Dabei kippte der Krug und fiel auf den Boden. Er zerbrach. Sie ging auf die Knie. Soweit es ihr eisernes Halsband zuließ, kroch sie der Pfütze entgegen und leckte den vergossenen Wein wie eine Katze aus den Ritzen zwischen den Ziegeln. Als sie fertig war, reckte sie Ando ihr schmales Gesicht entgegen und lächelte: „Gib mir einen Kuss, denn ich habe dich gerettet. Ohne mein Zutun hätten sie dich mit ihrer Peitsche totgeschlagen. Du bist nicht dafür gemacht, dich irgendwo einzufügen. Jetzt wirst du eine Arbeit verrichten, die dich von allen anderen Menschen absondert. Das wird der Schutz sein, der dich vor dem Tod bewahrt. Dafür will ich jetzt deinen Kuss.“

Ando wusste nicht weiter. Was sollte er tun? Sollte er sich selbst in ein Tier verwandeln und ihr vierfüßig entgegen kriechen, um ihren Wunsch zu erfüllen? Was war sie in Wirklichkeit – war sie ein menschliches Wesen oder war sie etwas anderes, etwas fremdes, das niemand von ihnen verstehen konnte? Er ging vorsichtig in die Knie und näherte sich ihrem Mund, den er in der Dunkelheit der Zelle kaum erkannte: „Warum willst du das? Hältst du mich für eine Ratte, die sich dir zum Totbeißen anbietet, weil du ihr schon das Rückgrat gebrochen hast?“

Sie flüsterte. Es klang ein wenig seltsam, denn ihr fehlten einige Zähne. Das war neu, Ando war es früher nicht aufgefallen. Sie hatte die Zähne erst vor kurzem verloren, wahrscheinlich hier unten im Verlies. Sie atmete in sein Ohr: „Gib mir den Kuss. Dann ritze ich Zeichen in die Scherben und verrate dir deine Zukunft. Wir haben nur diese eine Nacht. Morgen wirst du mir während der ersten Flammen den Hals zuhalten, bis ich tot bin. Dann bin ich dort, wo ich seit langer Zeit hinwill.“

Ando versuchte, zurückzuweichen. Doch sie war schneller als er. Ando verspürte einen leichten Brechreiz, ihre Zunge erforschte seinen Mund. Sie kroch ihm bis in den Hals. Es roch nach Urin und Blut. Die Zunge schmeckte nach Salz.

Als Ando wieder zum Atmen kam, hörte er, wie der Gastwirt leise lachte: „Sie war schon vorher vollständig verrückt. Hier unten hat sie den Rest von ihrem Verstand eingebüßt. Sie denkt, das dort auf der anderen Seite jemand auf sie wartet. Deshalb hat sie es so eilig. Sie hat sich zu jeder Art von Hexerei bekannt: vom Schadenzauber für die Ernte bis zur Impotenz des Bürgermeisters. Sie haben sie ausgezogen und ein bisschen untersucht. Dann lief es ganz von allein. Sie sind mit ihrem Protokoll schreiben gar nicht hinterher gekommen.“

Ando erschrak: „Und jetzt? Werden sie uns alle noch einmal mit ihren Apparaten befragen?“

„Dich nicht. Dich hat er nur mit uns zusammengesperrt, damit du mit uns redest. Du sollst dich

fürchten und auf uns hören. Es war ihre Idee. Wir sollen dir sagen, dass du dem Henker helfen musst. Er kennt sein Handwerk, aber mit dem Holzbein kommt er allein nicht zurecht. Den alten Gehilfen hat sie tatsächlich auf eine geheime Art vergiftet. Sie hat es ihm angekündigt und dann ist es passiert.“

„Und du? Hast du bekannt? Hast du dich selbst als Hexer bezeichnet?“

„Wenn sie dich aufziehen und dir Steine an die Füße hängen, sagst du alles. Morgen wollen sie ein Urteil sprechen und dann werden sie ihre Feuer anzünden. Ich werde widerrufen. Dann beginnt das Ganze von vorn. Deshalb wünschen wir uns, dass du ihnen hilfst. Du wirst uns als Gehilfe des Henkers ein wenig Gnade erweisen. Von den aufgeblasenen Stadtherren bekommen wir kein Mitleid. Sie fürchten sich wegen der Aushebungen vor Aufruhr. Sie brauchen eine Volksbelustigung, die von ihrem Eigennutz und von ihrer Bestechlichkeit ablenkt. Hexerei passt immer. Du wirst uns als Gnadenengel beschützen. Du bist der Habicht. Du wirst ihr einen raschen Tod gewähren und mich wirst du mit aller gebotenen Sanftheit vor den Augen der Richter quälen.“

„Habt ihr euch das von vornherein so überlegt? Weiß der Henker Bescheid? Ist er eingeweiht?“

„Sie hat es ausgedacht und hat es dem Meister nahegebracht. Er scheint sich lieber mit Mördern abzugeben. Hexerei ist nicht so sehr seine Sache. Er war wohl froh, dass sein Knecht verreckt ist, jetzt hat er freie Hand. Manchmal verbrennen sie am Ende sogar den Henker, wenn er nicht eifrig genug Teufelsanbeterei und verbotene Götteropfer zu Tage fördert.“

„Und wenn ich das alles nicht mache? Wenn ich es nicht kann und nicht will? Wenn mir die Hände zittern?“ Der Wirt bewegte seine Füße, die Kette schabte über den Boden:

„Dann werden sie dich in Eisen legen, genau wie uns. Meine Frau wird die einzige sein, die das verdammte Meer und die verfluchten Schiffe des Königs noch einmal sieht. Wir drei werden brennen. Ohne die Gnade einer sanften Hand, die uns vorher erlöst.“

Die Frau des Gastwirts begann zu weinen. Die Friedhofshexe zerklopfte am Boden die Überreste des zerbrochenen Weinkrugs. Sie sammelte die Scherben auf der flachen Hand: „Für mich ist es Zeit. Ich füge mich, meine Reise ist am Ende. Aber um euch wäre es schade.“

Ando konnte es nicht fassen: „Du bist verrückt. Ich bin kein Henker und ich habe keine Lust, dieses Handwerk zu erlernen.“

Sie leckte an den Scherben und polierte sie. Anschließend legte sie einzelne Scherben in einen Kreis. Dann hielt sie die Hand auf: „Gib mir den Nagel, den du in deinem Amulett um den Hals trägst.“

Ando berührte das Amulett: „Das gehört mir. Es bringt mir Glück. Das ist ein Nagel aus dem Sarg meiner Mutter. Er beschützt mich.“

„Er beschützt dich nicht und er hat dir kein Glück gebracht. Das ist ein gewöhnlicher Nagel, den du gefunden hast. Ich brauche ihn. Gib ihn her, es ist wichtig.“

„Wozu brauchst du diesen Nagel? Hilft dir das Eisen beim Zaubern? Willst du damit dein Halsband öffnen?“ Sie spuckte auf die Scherben:

„Ich stoße ihn morgen dem Richter in sein Eselsohr, wenn er mich nach meinem letzten Wunsch fragt.“ Das war immerhin verständlich und Ando lenkte ein: „Ich hätte ihn gern zurück. Möglichst ohne den Ohrenknorpel des Richters.“

Sie lächelte: „Ich brauche den Nagel für die Zeichen. Ich ritze sie in den Ton. Ich werfe noch einmal das Los, dann versteht ihr, dass ihr weiter laufen müsst, noch einige Jahre lang. Du musst fliegen, wie es für einen Habicht passt. Das ist kein Wunsch. Das ist wie es ist. Das ist der Kreuzweg aus Wyrd und Skuld, aus dem Pfad aus dem Gestern und dem Weg in die Zukunft. Das ist das Schicksal. Es wird mein letztes Geschenk für den Habicht.“

Sie beugte sich in der Dunkelheit über die Scherben und fing an, mit dem Nagel an ihnen zu kratzen. In der Zwischenzeit erschien ein Mann der Wache. Er befreite Ando von dem Strick um die Handgelenke. Er stellte ihnen den brennenden Feuerkorb vor die Tür. Das Licht der Flammen erhellte die enge Kammer, in der sie saßen, und spendete ein wenig Wärme. Jetzt konnte man deutlicher erkennen, welche Art von Zeichen auf den Tonstücken Gestalt annahmen. Ando erblickte so etwas ähnliches wie in der schwergewichtigen Bibel des Pfarrers. Aber dort erschienen die Zeichen in regelmäßig übereinander gestapelten Ketten, und das Ganze sah aus wie eine ordentlich gemauerte Steinwand. Hier auf den Scherben stand jedes Zeichen für sich allein. Sie suchten untereinander keineswegs die Nähe. Es gab eine bestimmte Ordnung. Acht Zeichen lagen oben, acht in der Mitte, acht am unteren Rand. Das Licht aus dem Feuerkorb bewegte die Scherben in einem lautlosen, langsamen Tanz. Sie folgten jedem Windzug und jedem Flackern. Der Gastwirt hob mit einem leisen Knurren die von der Eisenkette beschwerten Hände. Es sah aus, als wollte er den Feuerschein mit den Handflächen einfangen. Danach formte er mit seinen angeschwollenen Fingern einen Schirm. Die Scherben beruhigten sich.

Die Hexe strich über den Zellenboden und sammelte die ausgelegten Zeichen in einem Scherbenhügel zwischen ihren Knien. Sie schloss die Augen, ihre Finger drehten die Scherben um und mischten sie. Die Scherben stießen aneinander, sie erklangen bei jeder Berührung wie die winzigen Tonglocken, die tief im Wald an verborgenen Bäumen hingen. Dann verschränkte sie die Arme vor der Brust: „Ich müsste sie werfen, aber mit der Kette um den Hals kann ich ihnen weder folgen, noch den Ort erkunden, den sie zum Niederfallen wählen. Deshalb möchte ich, dass der Habicht das

Schicksal selbst befragt. Ich lese, was dabei herauskommt. Damit du verstehen kannst, was die Zeichen von dir wollen.“

Ando hockte in der Ecke, zuckte ratlos mit den Schultern und erwiderte ihren Blick.

Der Gastwirt mischte sich ein: „Im Augenblick gibt es hier in unserem unterirdischen Schloss nur ein einziges Raubtier. Du bist der Habicht, wir sind die Mäuse. Sie redet so seltsam, weil sie verrückt ist. Sie meint dich. Du musst drei von diesen Scherben aus ihrem Haufen ziehen. Dann sagt sie dir, was uns demnächst bevorsteht.“

„Nicht uns, nur ihm. Was uns bevorsteht, wissen wir. Und auch nicht demnächst. Die Zeichen sagen nichts darüber, wann etwas kommt oder ob es gerade passt. Die Weberinnen unter der Erde interessieren sich nicht für die lächerlichen Wünsche der Menschen.“

„Was auch immer und wie auch immer. Geh zu ihr und hole dir die Zeichen, damit du morgen keinen Fehler machst. Es wird auch so ein widerwärtiger Tag. Ich werde mich später mein Leben lang besaufen müssen, wenn ich an ihn denke.“

Die Zeichen, die Ando hervorzog, waren unverständlich, seltsame in den Ton geritzte Formen ohne erkennbare Bedeutung. Eins davon ähnelte einem Galgen, ein anderes einem Vogelbein. Ando gab sie zurück. Unwillkürlich wischte er seine Finger ab. Er fuhr sich durch die verfilzten, langen Haare und plötzlich überwältigte ihn der Wunsch, in den Fluss zu springen und zu schwimmen. Er fühlte sich von oben bis unten in einen Mantel aus Unrat eingewickelt, wie in ein zersetztes Leichentuch, wie er sie oft genug ausgegraben hatte. Die Scherben stießen ihn ab. Er legte sich quer vor der Tür auf den Boden und drehte das Gesicht zum Feuer. Hinter seinem Rücken murmelten sie ihre Sprüche und flüsterten über sein Schicksal. Ein Gastwirt, der zu Hause in seinem Keller mit Sicherheit nicht nur Branntwein aufbewahrte und ein Hexenweib, dass es nicht erwarten konnte, im Rauch zu ersticken. Das einzige Wesen, dem es ebenso erging wie ihm selbst, war die Wirtin. Sie heulte hemmungslos und jammerte den Heiligen die Ohren voll, dass es für den Teufel ein Fest war.

Spät in der Nacht hörte er, wie die Hexe nach ihm rief. Sie rief ihn als Habicht. Er hatte sich bereits daran gewöhnt und verstand sofort, wen sie meinte. Er kauerte neben ihr an der Wand. Sie zitterte, er versuchte sie zu wärmen und hielt sie fest. Sie wollte schlafen, aber die Kette hielt sie aufrecht, deshalb fand sie keine Ruhe. Ando umfasste sie und stemmte sich in die Höhe. Er lehnte sich gegen die Mauer. Sein Rücken schabte über die Ziegelsteine, die Narben verwandelten sich in schwelendes Sumpfgras. Sie wog nicht mehr als ein Bund Getreidegarben, aber er selbst war bei weitem kein mit Buttergrütze gemästeter Bauernsohn: „Vielleicht kannst du ein wenig schlafen. Vielleicht hast du einen Traum. Ich versuche, es auszuhalten. Vielleicht erfahren wir so, wie man dieses Loch

verlässt, ohne dafür am nächsten Tag zu brennen. Wenn es überhaupt jemand weiß, dann vielleicht einer von den Trollen in deinem Traum.“

Sie strich ihm die Haare aus den Augen: „Du hast Recht. Ich möchte wirklich noch einmal schlafen. Du musst es hinnehmen, dass ich morgen brenne. Das steht seit langem fest. Hilf mir und mach es für mich leichter. Versprich mir, dass du mich nicht der blinden Grausamkeit der Stadtknechte überlässt.“

Ando versprach es, auch wenn ihm davor bis in die Tiefe seiner Knochen graute.

„Rette den Gastwirt. Ich bin sicher, er wird dir ein guter Freund sein. Begleite ihn durch den Widerruf. Führe ihn durch den Schrecken. Mach es für ihn so sanft, wie es möglich ist. Der Henker wird dir zeigen, wie es geht.“

„Was ist das für ein Henker? Man könnte glauben, er wäre in Wirklichkeit ein Arzt.“

„Das ist manchmal fast dasselbe. Man braucht dasselbe Wissen.“

„Und du? Warum fürchtest du dich so vor dem Widerruf? Was ich dem Wirt ersparen kann, kann ich dir auch ersparen. Du könntest mir zeigen, wie man die Zeichen liest. Ich glaube, ich würde mich freuen und wäre dir dafür dankbar.“

„Ich bin müde. Ich möchte nicht mehr darüber sprechen. Nimm dir die Scherben, du wirst einen Lehrer finden. Es gibt immer noch Leute, die sich auskennen. Auch wenn es weniger werden. Die Jäger kennen uns und sie geben nicht auf.“

Neben ihnen stöhnte der Gastwirt in seinem tiefen, von der Furcht umzingelten Schlaf. Der Feuerkorb erlosch, die Kälte des unterirdischen Gewölbes kroch durch die Gitterstäbe. Ando konzentrierte sich auf die Nacht, die träge dahin floss und hoffte, dass sie möglichst niemals im Morgengrauen ankam. Sein Nacken schmerzte, ihm schliefen die Arme ein. Er ertrug es. Als ihn die ersten Krämpfe packten, wachte sie auf. Er stellte sie behutsam auf die Füße. Es würde nicht mehr lange dauern, bis der Henker eintraf. Oben in der Welt der Aushebungen und des Königs flogen die ersten Möwen über die Schiffe draußen vor der Küste. Männer vertrieben ihre Müdigkeit und schleppten die Boote über den Strand. Sie ließen sie zu Wasser, die Einschiffung der schwedischen Armee nahm ihren Anfang. Es war der Sommer im Jahr 1630 nach der Geburt des Herrn. Die Geistlichkeit begann pflichtschuldig zu beten und der König lobte seinen Gott.